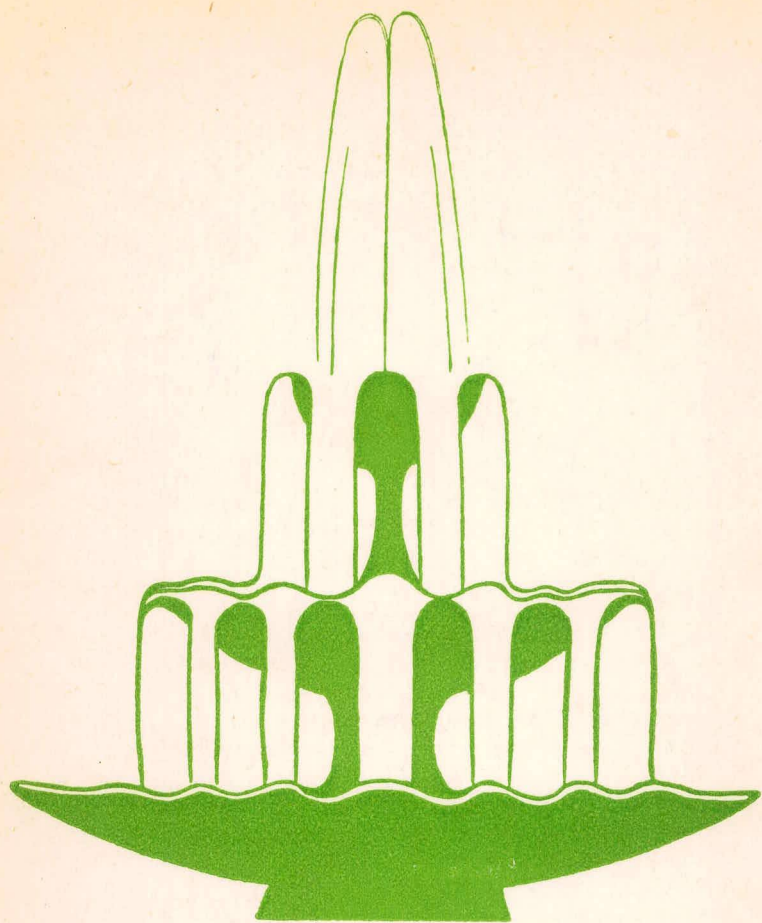




FRAGEN DER FREIHEIT

EINE SCHRIFTENREIHE

„Freiheit! Du freundlicher, menschlicher Name, der du alles sittlich beliebte, was mein Menschentum am meisten würdigt, in dir fassst, und mich zu niemandes Diener machst, der du nicht bloß ein Gesetz aufstellst, sondern abwartest, was meine sittliche Liebe selbst als Gesetz erkennen wird, weil sie jedem nur auferzwungenen Gesetz gegenüber sich unfrei fühlt.“

* * *

„Leben in der Liebe zum Handeln und Lebenlassen im Verständnis des fremden Wollens ist die Grundmaxime der freien Menschen.“

*

„Das staatlich-juristische Leben macht es notwendig, daß sich die Menschen im Sinne der heraufgekommenen Demokratie verhalten, wo der Mensch als Mensch Gelegenheit hat, von Mensch zu Mensch sich verständigen zu können über dasjenige, worüber es nicht spezielle Sach- und Fachkenntnisse gibt, sondern worüber jeder Mensch ein Urteil haben muß. Es gibt ein solches Gebiet des Lebens, das ist das juristisch-staatliche.“

*

„Am Geld hätten wir nicht das geringste Interesse, wenn es nicht das Austauschen der Erzeugnisse förderte, bequemer machte und auch verbilligte.“ „Und es wird sich darum handeln, daß dasjenige was man dann als Geld verwendet, als solches am brauchbarsten sein wird, wenn es etwas ist, was zu sonst nichts gebraucht wird, als zum Tausch, zum Vermitteln.“

Rudolf Steiner
(1861–1925)

FRAGEN DER FREIHEIT

Schriftenreihe für Ordnungsfragen der Wirtschaft,
des Staates und des kulturellen Lebens

FOLGE 22

Pfingsten 1961

Herausgegeben vom Seminar für freiheitliche Ordnung durch
Lothar Vogel

Inhaltsübersicht

H. J. Ritscher, New York

Merits and pitfalls in „Foreign aid“ Vor- und Nachteile der Entwicklungshilfe	3
--	---

Diether Vogel

Der Mensch im Lichte der Goetheanistischen Erkenntnismethode	7
---	---

Irene Lauer

Zur Finanzierung freier Schulen	19
---	----

Eckhard Behrens

Heinz Eckhoff

Heinz-Hartmut Vogel

Diether Vogel

Peter Weinbrenner

Der funktionsfähige soziale Organismus Forumgespräch, veranstaltet im Rahmen der Pfingsttagung des Seminars für Freiheitliche Ordnung der Wirtschaft, des Staates und des kulturellen Lebens vom 4. bis 6. Juni 1960 in der Freien Waldorf- schule Uhlandshöhe in Stuttgart. (Fortsetzung und Schluß)	23
---	----

Berichte und Ankündigungen	43
--------------------------------------	----

Völker Erbes

Das Gesetz von Polarität und Steigerung, angewandt in der Gemeinschaftskunde Das Geld	46
---	----

Buchbesprechung	51
---------------------------	----

Merits and pitfalls in „Foreign aid“*)

Vor- und Nachteile der Entwicklungshilfe

Wer immer in diesen Tagen von Washington kommt, wird tief beeindruckt sein von dem Ernst, mit dem die Leiter unserer Außenpolitik betonen, daß es die unausweichliche Pflicht der Vereinigten Staaten und ihrer Freunde sei, allen unterentwickelten Völkern in der Welt zu helfen, einen höheren Lebensstandard zu erlangen. Und darüber hinaus scheint diese Überzeugung auch von dem Mann auf der Straße geradezu begeistert geteilt zu werden. Allerdings — es gibt auch Stimmen, die sagen, durch die Art und Weise, in der wir zu Werke gehen, sei es unmöglich, das gesteckte Ziel zu erreichen; ja wir würden uns im Ausland sogar eher Feinde als Freunde schaffen. Und zwar wird dabei vornehmlich zweierlei kritisiert:

1. Die Gelder für das Entwicklungshilfeprogramm werden durch Steuern aufgebracht und nicht durch eine große Hilfsaktion, d. h. sie stellen keine Spenden dar, wie sie z. B. für die Errichtung der Universität Beirut gegeben worden sind. Und die Empfänger dieser Entwicklungsgelder wissen, daß — ganz im Gegenteil — die amerikanischen Steuerzahler diese Zahlungen im Grunde höchst unfreiwillig leisten, um damit der Hohen Politik ihres Landes zu dienen. Würden es nun die Geldempfänger je gutheißen, wenn ihre eigenen Regierungsbeamten öffentliche Mittel ohne jede Gegenleistung einfach verschenken würden? Infolgedessen sind Fragen wie: „Was steckt denn nun letztlich hinter all Eurer scheinbaren Edelmütigkeit?“ und: „Was wollt Ihr selber denn dagegen haben?“ eine geradezu typische Reaktion des Auslandes auf unser Entwicklungshilfeprogramm. Von da aber ist es dann nur noch ein kleiner Schritt, die Forderung zu erheben: „Ihr müßt uns diese Hilfe leisten — andernfalls die Russen...“ Seltsam (?), so scheint der Fluch, den der Steuerzahler seinem Gelde nachgeschickt haben mag, an ihm haften zu bleiben, wenn es in das Entwicklungshilfeprogramm fließt. Welchen anderen guten Zwecken diese Mittel auch immer dienen mögen — als Entwicklungshilfefonds werden sie uns keine Freunde im Ausland gewinnen — wenn sie uns nicht gar Feinde bringen werden. Und ganz gewiß werden sie uns niemals in unseren weltweiten Anstrengungen gegen die

*) Dieser Titel ist so gut wie nicht übersetzbar. Wörtlich wäre: „Meriten und Fallgruben in der Entwicklungshilfe“, wobei ‚Meriten‘ ja auch kein Deutsch ist. Also dann: „Vorzüge und Fallgruben in der Entwicklungshilfe“? Sehr schlecht! Dann schon freier: „Vor- und Nachteile der Entwicklungshilfe“. Oder: „Licht und Schatten der Entwicklungshilfe“ bzw. „Entwicklungshilfe — Licht und Schatten“. Nun ist aber von Licht kaum die Rede. Also nur: „Die Entwicklungshilfe — eine gefährliche Falle“.

Bolschewiken helfen; selbst dann nicht, wenn auch nicht die geringste Bedingung an sie geknüpft sein sollte.

2. Die Verwalter unseres Entwicklungshilfeprogramms vermitteln nicht allein Güter und technische Verfahren, sondern auch unsere „westliche“ Denkweise, die in recht einseitiger Weise utilitaristisch, mechanistisch und relativistisch ist. Gewöhnlich sehen wir in Mensch und Welt doch nur die Seite ihrer kommerziellen Nützlichkeit; wir halten sie für mehr oder weniger entwickelte Mechanismen; und die sittlichen Werte für Konventionen. So sagen unsere Kritiker, unser Denken sei zumindest in seiner Art und Weise, wenn auch noch nicht in seinen Auswirkungen, demjenigen der Chefideologen jenseits des Eisernen und des Bambus-Vorhanges engstens verwandt. Deshalb wird das Eindringen unserer westlichen Denkweise in den unterentwickelten Ländern sogar noch rascher zur Entstehung des Bolschewismus in diesen Ländern führen, als wenn wir uns strikte darauf beschränken würden, lediglich unsere Lebensmittelüberschüsse in diese Ländern zu schicken.

Zugegeben, diese Argumente können nicht mit einer Handbewegung abgetan werden. Nichtsdestoweniger stellt unsere Auslandshilfe Teil eines tiefen humanitären Impulses unserer Nation dar, eines so ursprünglichen Impulses, daß er unwiderstehlich ist. Es ist sicher, daß wir in Kürze die gesamte atlantische Gemeinschaft mit in dieses ungeheure, einzigartige historische Unternehmen fortreißen werden. Es taucht daher die große Frage auf: Wird unser Auslandshilfeprogramm den hungernden, schlecht wohnenden und rückständigen Massen in Asien, Afrika und Latein-Amerika wenn nicht die erzieherischen, so aber doch wenigstens die materiellen Hilfen bringen, für das es bestimmt ist?

Es mag absurd erscheinen, diese Frage zu stellen; — ist sie es wirklich? Die technische Förderung oder die Industrialisierung unterentwickelter Länder — und das ist ja das Hauptziel unseres Auslandshilfeprogramms — wird ganz unvermeidlicherweise das Grundrentenproblem aufwerfen. Rente, im wirtschaftlichen Sinn, ist des Grundeigentümers Anteil am Wohlstand dafür, daß er seinen Grund und Boden, aus dem oder auf dem dieser Wohlstand produziert wird, zur Verfügung stellt. Mit anderen Worten: die reine Grundrente ist in ihrem Wesen nichts anderes als eine Steuer, die vom Grundeigentümer erhoben wird. Es ist daher absolut einleuchtend, daß der Preis eines solchen Grundstückes und die Grundrente, die es erbringt, in dem Augenblick steigen wird, in dem es möglich wird, die Güterproduktion — als Folge technischer Verbesserungen

oder allgemeiner Steigerung der wirtschaftlichen Tätigkeit bei wachsender Bevölkerungszahl — zu steigern. Daraus ergibt sich dann weiter: je stärker der Grund und Boden in den Alleinbesitz einiger weniger Grundeigentümer übergeht, um so stärker wird der aus den technischen Verbesserungen und dem Anwachsen der allgemeinen Wirtschaftstätigkeit erwachsende Wohlstand den Grundeigentümern zufließen — sei es in Form steigender Grund- und Boden-Preise, sei es in Form steigender Grundrente — wohingegen die Löhne für den einzelnen Arbeiter stabil bleiben werden, wenn sie nicht sogar sinken!

Dieser Prozeß ist natürlich überall in der Welt im Gange seit Beginn der Industriellen Revolution; doch konnten die Menschen im allgemeinen, trotz wachsender Unzufriedenheit, die Ursachen ihres Elends nicht genau erkennen, und sie schienen sich damit abzufinden; oder wenigstens schienen sie mit der Gesetzgebung, die die Arbeitsbedingungen verbesserte, zufrieden zu sein — d. h. mit Maßnahmen, die die Symptome kurierten statt die Ursachen. Dann kamen die beiden Weltkriege und mit ihnen das Eindringen unserer „westlichen“ Denkweise bis in die fernsten Winkel der Erde. Und wie es sich nun herausstellt, hat unser utilitaristisches, mechanistisches und relativistisches Denken gerade diejenigen Völker besonders infiziert, die am stärksten unter den Auswirkungen des Grund- und Boden-Monopolismus zu leiden haben — die Völker Osteuropas, Asiens, der Levante. Bei diesen Völkern wurde unser „endemischer“ philosophischer Materialismus „epidemisch“ — d. h. er wurde zum virulenten, neuen materialistischen Glauben, ja zur Religion. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Empfänglichkeit dieser Völker für unsere vorwiegend mechanistische Denkweise eine Folge ihres wirtschaftlichen Elends ist — keineswegs. Doch haben sich, historisch gesehen, diese ideologischen und wirtschaftlichen Faktoren unglücklicherweise miteinander verbunden — mit schrecklichen Folgen. Diese Verbindung: das Elend und der neue Intellektualismus, schuf ungeheure soziale Spannungen — ja etwas wie soziale Zeitbomben. Und so explodierte denn eine nach der anderen in ungeheuren Revolutionen, in sozialen Katastrophen. In Rußland, im übrigen Osteuropa, in China, in Ägypten, im Irak und schließlich in Kuba. Wollen wir weitere Kubas in Südamerika schaffen? In Asien? In Afrika? Die Technisierung der Länder, in denen sich der Grund und Boden im Besitz Weniger befindet, würde genau dieses bewirken! So sehen wir uns einer Verkettung wirtschaftlicher Tatsachen gegenüber, die demjenigen geradezu unglaublich erscheinen mag, der sich nicht mit dem Bodenproblem eingehend befaßt hat. Doch die Tatsachen liegen ganz klar und unwiderleglich zutage. Ohne die

Vor- und Nachteile unseres Auslandshilfeprogramms hier weiter zu diskutieren — d. h. ob es überhaupt fortgesetzt werden sollte oder nicht —, kann dieses Programm nur eine wirtschaftliche Konsequenz haben: soweit die Entwicklungshilfe der Wirtschaft des Entwicklungslandes überhaupt hilft, wird ihre Wirkung letztlich nur darin bestehen, daß die Grundrenten in diesem Lande steigen werden, d. h. also, daß die Grundeigentümer in erster Linie den Vorteil daraus ziehen werden — und dies aller Wahrscheinlichkeit nach auf Kosten der Lohn- und Gehaltsempfänger.

Um soziale Katastrophen, die sich aus dieser Lage ergeben könnten, zu vermeiden, sollten wir in all den Ländern, in denen sich der Grund und Boden im Privatbesitz Weniger befindet, die Unterstützung der Technisierung durch die Entwicklungshilfe davon abhängig machen, daß zuvor eine grundlegende Reform der Grundeigentums- und der Bodenbesteuerungsverhältnisse vorgenommen wird. Henry George, an den hier erinnert werden darf, empfahl in diesem Zusammenhang die restlose Wegsteuerung der Bodenrente und ihre Verwendung für Straßenbau, für die Errichtung öffentlicher Werke, sozialer Einrichtungen und vor allem den Wegfall aller anderen Steuerarten. ("Progress and Poverty", "Social Problems" und "The science of political economy" — Verlag Robert Schalkenbach Foundation, New York.)

Dürfen wir hoffen, daß die Leiter unserer Auslandshilfe-Politik sich einmal selbst mit dem Grundrentenproblem befassen werden, das uns soeben durch den Fall Kuba wieder so drastisch vor Augen geführt worden ist, damit wir nicht noch tiefer stürzen müssen?

H. J. Ritscher, New York

Der Mensch im Lichte der Goetheanistischen Erkenntnismethode

„Der Mensch nimmt eine vermittelnde Stellung ein im Kosmos, zwischen Geschöpf und Schöpfer. Er hat die Produktivität selber zu entwickeln und die Irrgänge der Natur rückgängig zu machen; die Natur gerät in Sackgassen. Finden wir aber die Ebene innerhalb des Mikrokosmos, wo urphänomenal das Ganze zur Erscheinung kommt in seiner Eigenschaft als Individuelles, so wissen wir den seelischen Ort, das Zentrum, aus welchem der Mensch schöpferisch ward.“ (Goethe)

Beim erkennenden Betrachten der Naturreiche unter dem Aspekt des Goetheschen Metamorphosengesetzes sind verschiedene Dimensionen zu durchschreiten: Aus der Horizontalen, in der die Welt der Gesteine sich ausbreitet, über die Vertikale in der Pflanzenwelt wird der Forschende beim Anschauen der Tierwelt wieder in die Horizontale geführt.^{*)} Die dabei beobachtete gesetzmäßige Metamorphosenentwicklung erweckt folgerichtig die Frage, ob dieses in der Natur wirksame Gesetz auch beim Menschen und sogar in den Bereichen seines Tätigseins bis in das soziale Leben hinein Geltung habe.

Sehen wir nun die menschliche Gestalt wieder in die Vertikale hineingestellt, so finden wir das in den drei Naturreichen beobachtete Metamorphosengesetz sich offenbar in der Sphäre des Menschen fortsetzen.

Dabei besteht zwischen Pflanze und Mensch eine grundsätzliche Umkehrung des Hineingestelltseins in die Vertikale, insofern, als bei der Pflanze die aufnehmenden Organe, die Wurzeln, erdwärts, die Regenerationsorgane dagegen sonnenwärts gekehrt sind, genau entgegengesetzt wie bei der körperlichen Organisation des Menschen. — Es ist gerade Goethe, der aber durch die Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen, dessen vermeintliches Fehlen bis dahin als der einzige grundlegende Unterschied zwischen dem morphologischen Bau des menschlichen und des tierischen Organismus galt, nachweist, daß kein prinzipieller Unterschied zwischen dem Bauplan der menschlichen und tierischen Organisation besteht. Abgesehen von dem konsequenten Hineingestelltsein des mensch-

^{*)} In Weiterführung des Themas „Über die Goetheanistische Erkenntnismethode“ von Diether Vogel, „Fragen der Freiheit“, Nr. 21, Seite 25.

lichen Leibes in die Senkrechte, weist er keine grundsätzlichen Unterscheidungsmerkmale gegenüber dem morphologischen Bau des tierischen Organismus auf. Verfolgen wir aber die Metamorphosenreihe vom Stofflichen (Mineral) über das Dynamische (Pflanzen) und Psychische (Tier) weiter, dann kommen wir beim Menschen zu einer neuen Stufe über das bloße seelische Erleben des Gegensatzes von Lust und Schmerz, Sympathie und Antipathie, hinaus, wie es für das Tier typisch ist.

Offenbar hat die Natur im Schaffen der drei Naturreiche, der Mineral-, Pflanzen- und Tierwelt, ihre Gestaltungsmöglichkeiten nach der stofflichen Seite hin erschöpft; denn obgleich der Mensch durch sein Hineingestelltsein in die Senkrechte unbestreitbar eine neue Entwicklungsstufe darstellt, unterscheidet er sich in morphologischer Hinsicht nicht prinzipiell von der vorhergehenden Stufe der Tierheit. Auf der physischen Ebene kann die aufsteigende Entwicklung, nachdem drei Stufen durchschritten sind, offenbar nicht mehr in derselben Weise weitergehen. Hier muß die Natur eine neue Metamorphosenreihe beginnen. Die Kräfte, die bisher von außen gestaltend die Metamorphose durch die verschiedenen Stufen vollzogen, wenden sich nun nach innen und werden zur schöpferischen Kraft des Menschenwesens. Der Mensch tritt selbst in die Reihe der schöpferischen Wesen ein, um nach dem gleichen Gesetz, welches ihn bildete, in seinem Kulturschaffen eine neue Stufe der Schöpfung hervorzubringen. Weil er selber im Sinne Goethes Naturwesen ist, darf seinem Ursprung nach angenommen werden, daß seine schaffende Tätigkeit den gleichen Urgesetzen gehorcht, wie das Schaffen der Natur, und es ist deshalb naheliegend, das Wirken dieser Gesetze auch im Bereich seines Schaffens zu untersuchen. Es soll also gezeigt werden, daß der Mensch, obgleich nicht mehr nur Geschöpf, trotzdem hineinverwoben ist in das „spielerisch-ernste, gesetzmäßige, doch widerspruchsvolle“, d. h. nach den Gesetzen des Widerspruchs, der Polarität, sich vollziehende Treiben der Natur. Was sie erdenkt, ist als Naturgesetz unmittelbar produktiv, ohne daß es vorher durch ein Bewußtsein hindurch gegangen ist. Im Menschen erwacht das in den Naturreichen in qualitativ differenzierten Stufen sich offenbarende Schaffensprinzip der Natur zum Bewußtsein, dessen er sich selbst bewußt wird.

Zwar ist der Mensch in gewissem Sinne aus der Natursphäre herausgehoben, indem er sie anschauen und verstehen kann; aber auch diese, seine geistige Fähigkeit, gehört — eben im Sinne Goethes — zum Naturprozeß dazu. Er trägt die Fähigkeit, die Natur zu erkennen, schon als Naturveranlagung in sich. Die Formen seiner Erkenntnistätigkeit sind gleichen Wesens mit den Formkräften, die

auch in der Natur gestaltend wirken (Logos spermatikos). In seinem Briefwechsel mit Goethe stellt Schiller diese Einsicht mit folgenden Worten dar:

„Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen. In der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum. Von den einfachen Organismen steigen Sie Schritt für Schritt zu den mehr verwickelten auf, um endlich den verwickeltsten von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen.“

(Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe vom 23. August 1794)

Den gleichen Gedanken spricht Goethe aus, indem er sagt:

„Die Natur, um zum Menschen zu gelangen, führt ein langes Präludium auf von Wesen und Gestalten, denen noch gar sehr viel zum Menschen fehlt. In jedem aber ist eine Tendenz zu einem anderen, was über ihm ist, ersichtlich.“

Das Bild des Menschen, welches die Natur mit ihren eigenen, sich stetig „steigernden“ Methoden nach einem geheimen Plan stufenweise herausarbeitet, muß aber der ganzen Metamorphosenreihe von Urbeginn an schon zu Grunde gelegen haben.

Insofern der Mensch mit seinem physischen Organismus, wie gezeigt wurde, in gewisser Weise noch dem dritten Naturreich angehört, wirkt sich das für die Tierheit typische Stauungs- und Kompensationsgesetz auch bei ihm aus. Während im tierischen Organismus die meisten Organe auf Kosten anderer sich auf bestimmte Funktionen spezialisieren, sind sie beim Menschen alle auf einer relativ unentwickelten Stufe zurückgehalten. Das Tier erschöpft sich in der Ausgestaltung und Betätigung der ihm typischen Organe.

„Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu, die Menschen gleichfalls. Sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.“

(Brief Goethes an Wilhelm von Humboldt vom 17. März 1832)

Dadurch, daß die menschlichen Organe in ihrer Entwicklung zurückgehalten sind, ist der Mensch nicht mehr in der Zwangslage, durch sie genötigt zu sein, wie das Tier. Während dieses durch seine Organisation zu einer ganz bestimmten einseitigen Lebensweise gezwungen ist, stehen dem Menschen unbegrenzte Möglichkeiten offen. Diese Fähigkeit selbständigen Handelns hat er sich erkaufte durch eine gewisse Unsicherheit in seinem Darinnenstehen in der physischen Welt. Dies gilt auch in bezug auf die Instinkte, durch welche

die Natur das Leben der Tiere lenkt. Durch den Verlust dieser instinktiven Kräfte, erwirbt sich der Mensch die Befähigung zu geistiger Tätigkeit. — Wollen wir daher die Wirksamkeit des Metamorphosengesetzes über die drei Naturreiche hinaus weiter verfolgen, so müssen wir uns dem geistigen Leben des Menschen zuwenden.*)

Was tritt uns nun im Bereich des Geistigen — das Element des Psychischen hat der Mensch ja mit dem Tiere gemeinsam — entgegen, das bei den vorhergegangenen Wesensstufen noch nicht zu finden war? Es ist im Gegensatz zum Tier offenbar die Fähigkeit des Menschen, das, was ihm die Sinne darbieten, zu Vor-Stellungen, zu innerem Bild-Erleben werden zu lassen. Die Substanz dieser Vorstellungen, die durch das Erlebnis der verschiedenen von ihm in der Welt wahrgenommenen Wesensstufen oder -Schichten angeregt werden, besteht aus Beziehungskomplexen, die als Bilder äußerer Erscheinungen, als Symbole und als Begriffe und Ideen zu Bestandteilen seiner Innenwelt und als solche ihm „bewußt“ werden; die bilden sein „Wissen“. Aus ihnen baut er sein Bewußtsein auf, welches sich, als seine Eigenwelt, der äußeren Welt gegenüberstehend fühlt. Was durch seine körperlichen Sinne und seine seelischen und geistigen Organe seiner Innenwelt übermittelt wird, verwandelt er in Selbstverständnis und in Selbstgefühl zu einer neuen, allein ihm eigenen seelisch-geistigen Welt. Seine Sinne und seine seelisch-geistigen Organe liefern ihm Material, aus dem er das Bewußtsein seiner selbst, seine Persönlichkeit, aufbaut. Dieses sein Bewußtsein bildet eine organische Einheit, die „Monade“, im Sinne Goethes, ein Unteilbares — „Individualität“ — das „Ich“. —

Mineral, Pflanze und Tier sind passiv den Einflüssen ihres Milieus und den Kräften ihrer Organisation hingegeben. Die Naturweisheit, die wir beim Tier als Instinkt bezeichnen, lenkt sie unbedingt sicher. Der Mensch dagegen steht aktiv der Welt gegenüber. Er muß Bewußtsein, d. h. Wissen von der Welt und ihren Gesetzen entwickeln, denen gemäß er handeln kann, wenn er nicht aus der Weltordnung herausfallen und zuletzt mit einer mißhandelten Natur auch sich selber vernichten will.

In den drei unteren Naturreichen vertritt das Exemplar die ganze Art oder Gattung. Was bei ihnen in der äußeren Gestalt sich darlebt, wird beim Menschen seelische Eigenheit und besondere Begabung. Und was in den Naturreichen in den mannigfaltigsten Einzelercheinungen auseinandergegliedert ist, ist im Menschen

*) Siehe hierzu: „Mensch und Tier“ von Hermann Poppelbaum, Philosophisch-Anthroposophischer Verlag am Goetheanum Dornach/Schweiz; „Höherentwicklung und Menschwerdung“ von Dr. Kipp, Hippokrates-Verlag, Stuttgart.

wieder zu einer Einheit zusammengeschlossen. So, wie in der Natur die einzelnen Exemplare absolut gültige Vertreter der Gattung sind, gilt beim Menschen nur die Individualität, und er ist in diesem Sinne nur insofern wahrhaft Mensch, als er unwiederholbare Einzelpersönlichkeit, Individualität geworden ist.

Von Menschheit kann man daher nur als im Sinne von einer Gemeinschaft von unwiederholbaren Einzelwesen, Persönlichkeiten, Geistern sprechen und die Erde kann daher eine „Pflanzschule von Geistern“ (Goethe) genannt werden. — Als physische Erscheinung dagegen ist der Mensch noch Glied des dritten Naturreiches. — Individualität, Persönlichkeit ist das Ergebnis einer Entwicklung des Bewußtseins. Bewußtsein erlangt der Mensch aber durch die Fähigkeit des denkenden Erkennens. Das Denken macht ihn erst zum Geist, zur „Persönlichkeit“, die Goethe als das „höchste Glück der Erdenkinder“ bezeichnet. In der Tätigkeit des Denkens harmonisiert der Mensch in der Wechselwirkung von Selbst-Erkenntnis und Welt-Erkenntnis die psychischen Einseitigkeiten, die aus der Tierheit auf ihn als Erbe und Aufgabe überkommen sind.

„Das Denken macht erst die Seele, mit der auch das Tier begabt ist, zum Geiste.“ (Hegel)

Gehört der Mensch physisch der stofflichen Welt und zwar dem dritten Naturreich an, so bildet er durch sein seelisch-geistiges Wesen ein Viertes, Neues. Der Natur ist es aber, wenn sie sich nicht selber untreu werden will, unmöglich, nach einem anderen Gesetz, als dem der Trinität zu schaffen. So vermag sie auf der Ebene des sinnlich Wahrnehmbaren nicht über die Organisation des dritten Naturreiches, der Tierheit, hinauszugehen und behält sie beim Menschen exakt bei. Indem sich das schöpferische Prinzip nun aber nach innen wendet, kann das Spiel des Metamorphosengesetzes sich auf neuen, über die Naturreiche von Mineral, Pflanze und Tier sich erhebenden Daseinsebenen fortsetzen. Im Menschen ist somit in Bezug auf das Gesamtschaffen der Natur ein Punkt erreicht, der mit dem „Knoten“ der Pflanze vergleichbar ist. Die Schaffenskräfte haben sich auf einen Punkt, auf das „Ich“ des Menschen, konzentriert, von dem aus sie in immer neuen Metamorphosen-Stufen eine neue Welt der Kultur entfalten, die sich der Natur gegenüber selbst wieder als deren Gegenpol erweist.

Der Gleichgewichtszustand, der als „Steigerung“ in den drei Naturreichen erreicht wird, ist ein stabiler. Im Mineralreich ist der Zustand der Synthese im Salz der einzig mögliche von größerer Dauer; die Pflanze ist in ununterbrochener Harmonie den polaren helio-

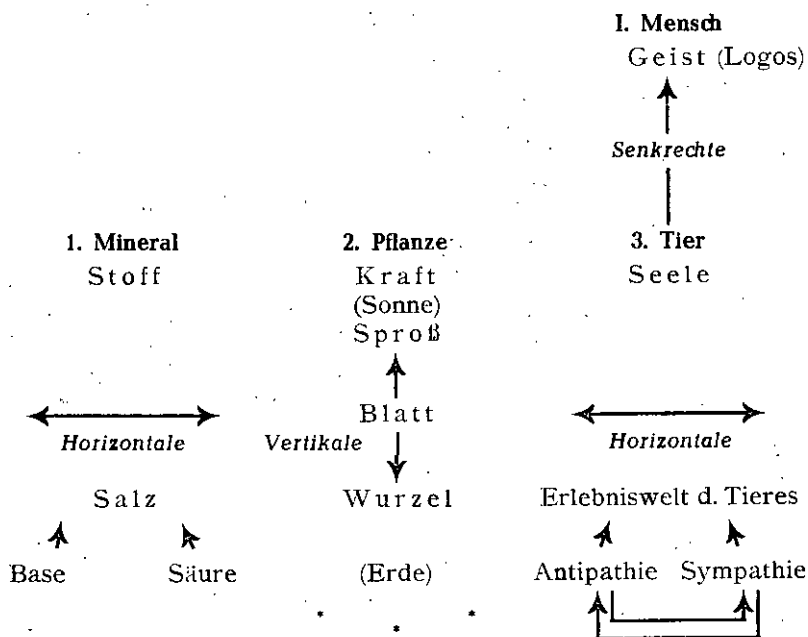
zentrischen und geozentrischen Kräften hingegeben, und auch das psychische Pendeln des Tieres zwischen den Gegensätzen von Sympathie und Antipathie kann im Natur-Sinne als Gleichgewichtszustand gelten. Für den Menschen ist diese Art natürlicher Harmonie unmöglich. Der ihm gemäße Zustand des Gleichgewichts ist nicht wie in den Naturreichen ein stabiler, sondern ein labiler, den er durch eigenes aktives Bemühen immer von neuem zustande bringen muß. Seine äußere aufrechte Gestalt deutet symbolisch auf diese seine seelisch-geistige Aufgabe hin. So wie er seinen Körper durch ununterbrochenes Verlegen des Schwerpunktes räumlich in der Balance halten muß, so ist er genötigt, seelisch-geistig zwischen den differenzierenden Kräften der Welt in immer neuem Bemühen die Harmonie zu finden.

„Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des Menschenwesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand zu einer entscheidenden Einheit ausbilden muß, welche von diesen Eigenschaften bei ihm auch die vorwaltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung befinden und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat und warum er sich selbst sogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufstößt.“ (Goethe)

Bevor wir nun den Menschen in seinen ihm eigenen Tätigkeiten betrachten, sei das Metamorphosengesetz in seiner Wirkung innerhalb der Naturreiche noch einmal kurz rekapituliert: Die verschiedenen Wesen der Natur sind nicht nur in einer ihnen spezifischen Weise in den Raum orientiert, sondern jede Stufe fügt der vorhergehenden ein ganz neues, ihr eigentümliches Lebensprinzip hinzu. Während das Wesen des Minerals im rein Stofflichen (Materie) besteht, wirkt in der Pflanze ein Kräfteorganismus. Durch ihn wird der Stoff von den für ihn typischen Eigenschaften, vor allem der Schwere, bis zu einem gewissen Grad entkleidet und in ein dynamisches Kräftespiel einbezogen. Das Tier wiederum gestaltet diesen Stoff-Kraft-Organismus in einer ganz neuen Weise um, indem es die dynamisch-vegetativen Tendenzen zurückstaut und eine innere Empfindungswelt entwickelt. Die höhere Stufe behält dabei immer die in der vorhergegangenen gewonnenen Kräfte bei, gestaltet sie aber ihrem eigenen Wesen gemäß vollkommen um. Es wurde gezeigt, wie das Empfindungsleben des Tieres sich in zwei Haupterlebnisgruppen erschöpft, in freundlichen und feindlichen, denen der Lust und des Schmerzes, der Sympathie und Antipathie. Dadurch, daß das Tier sich zwischen diesen beiden Erlebnisarten bewegt, ist es in einer für seine Existenz typischen Weise in seine Umwelt hineingestellt. Indem der Mensch nun den morphologischen Grundplan des Tieres beibehält, übernimmt er auch dessen see-

lische Dualität; für ihn bedeutet sie jedoch Problem und Aufgabe. „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.“ Hier ist ein Entwicklungspunkt gegeben, der zugleich über die bloße Natur hinausführt, wo ein neuer Einschlag stattfindet in Gestalt der Aktivität, die der Mensch entfalten muß, um seinem ureigenen Wesen gerecht zu werden. Die drei Naturreiche sind noch passiv, den schöpferischen Kräften der Naturweisheit hingegeben; die „Natur“ des Menschen ist es, aktiv in den Weltprozeß einzugreifen, indem er in sich den labilen Gleichgewichtszustand zwischen den Erlebnissen der Sympathie und der Antipathie immer von neuem bewußt herbeiführt.

Zusammenfassend sei hier wiederholt: Die salzartige Mineralwelt bildet sich aus den polaren Elementen des Säure- und Laugehaften auf der stofflichen Ebene; im Pflanzenwesen wirken die polaren Tendenzen des Heliozentrischen und Geozentrischen auf der Stufe des Dynamisch-Kräftemäßigen. Die dem Tier charakteristische Erlebnisschicht ist das Seelisch-Astralische, welche spielt zwischen den Extremen von Lust und Schmerz. Der Mensch nimmt die vermittelnde Stellung ein zwischen Natur und Geist, Geschöpf und Schöpfer. Mineral, Pflanze und Tier leben passiv hingegeben an die Kräfte der Welt. Der Mensch dagegen steht in ihr als aktiv mitschaffendes Wesen.



Die Dreigliederung des Bewußtseins

*„Drei sind, die da herrschen auf Erden:
Die Weisheit, der Schein und die Gewalt.“*

(Goethe, „Märchen“)

Das rhythmisch und zyklisch verlaufende Naturgeschehen führt den sich ihm naiv hingebenden Menschen unbewußt in die Welt der mannigfachen Erscheinungen ein. Unter der Vielzahl der Gegebenheiten, die in sein Blickfeld treten, überragt auf dieser Stufe des Bewußtseins keine die andere; alle stehen noch ungeschieden und gleichwertig nebeneinander. Im Laufe dieses elementaren Erlebens beginnt sich jedoch aus der allgemeinen Gleichförmigkeit ein Element herauszuheben: das Denken. Zwar ist auch das Denken dem Menschen in gleicher Weise gegeben, wie alle in seinem Erlebnisbereich auftretenden Wahrnehmungen, d. h. es tritt ohne sein Zutun in seinen Erlebnisbereich ein; aber zugleich ist es auch seine von ihm selbst vollzogene autonome Tätigkeit. Die Entfaltung des Denkens ist der Punkt seiner Entwicklung, an dem die aktive Tätigkeit des Menschen in der Welt beginnt.

*„Im Denken haben wir einen Punkt innerhalb des Weltgeschehens,
wo wir dabei sein müssen, wenn etwas zustande kommen soll.“*

(Rudolf Steiner, „Philosophie der Freiheit“)

Welches der drei Glieder des physischen Organismus — das Nerven-Sinnes-System, das Zirkulations-System oder das Stoffwechsel-System, die der Mensch mit dem Tiere gemeinsam hat — dient nun dem Denken als physisches Instrument? Wo im körperlichen Organismus ist es lokalisiert? — Offenbar ist es das Nerven-Sinnes-System, — genauer gesagt, dessen Zentralorgan, das Großhirn. Man empfindet die Tätigkeit des Denkens vor allem in der Gehirnpartie, die direkt hinter der Stirn gelegen ist. —

Im Denken fühlt sich der Mensch einerseits der Welt gegenüberstehend, als ein von ihr abgeschlossenes subjektives Wesen. Zugleich ordnet er vermittels des Denkens die Vielfalt der Erscheinungen, die sich ursprünglich vollständig undifferenziert vor ihm ausbreiteten, entsprechend den Eigenschaften, die es an ihnen wahrnimmt, in bestimmte Gruppen und Kategorien ein. Dann vereinigt er das so Getrennte wieder, indem er in den zwischen den Erscheinungen wirkenden Gesetzen die sie verknüpfenden Beziehungen wahrnimmt. Das Denken schafft dadurch die Synthese zwischen den getrennten Teilen der Welt, die es durch seine analysierende Tätigkeit vorher selber erst differenziert hat. Indem es den Menschen als Einzelwesen aus dem Weltganzen herauslöst,

erzeugt es den Gegensatz zwischen Innen und Außen, Ich und Welt, Subjekt und Objekt. Die Überbrückung dieser von ihm selbst geschaffenen Polarität, ist zugleich seine zentralste Tätigkeit, indem es das Absolute im Relativen, das Ewige im Zeitlichen, das Gesetz in der Bewegung aufzeigt und dem Bewußtsein des Subjekts das Bild des Objekts einverleiht. Das Gesetz seiner Tätigkeit ist das der Folgerichtigkeit, der Logik. Im Denken nimmt das menschliche Bewußtsein teil an den Produktionen der Natur, indem es ihren Schaffensprozeß geistig nachbildet, ihre Tätigkeit zur inneren Anschauung, zum persönlichen Erlebnis des Menschen werden, ihn mit den die Welt gestaltenden Ideen identisch werden läßt.

„Das Wahrnehmen der Idee in der Wirklichkeit ist die wahre Kommunikation des Menschen.“ (Rudolf Steiner)

*

Dem Denken, welchem das Zentralorgan des Nerven-Sinnes-Systems, das Großhirn, als körperliche Grundlage seiner Tätigkeit dient, steht polar gegenüber das Wollen, das seinerseits im Stoffwechselsystem verankert ist. Wenn man sagt: „Ich will!“ straffen sich unwillkürlich die Muskeln der Gliedmaßen — (der Muskel ist das Stoffwechsel-Organ par excellence). Befähigt uns das Denken, die in der Welt wirkenden Gesetze zu erkennen, so ist es das Wollen, welches uns gemäß diesen Gesetzen in ihr tätig sein läßt.

„Das Wissen muß sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen.“
(Max Stirner)

„Wille ist die Idee selbst als Kraft aufgefaßt.“ (Rudolf Steiner)

Nur wenn der Wille vom erkennenden Denken, d. h. von der Idee erfüllt und gelenkt ist, kann die ihm entspringende Tat gut genannt werden. Auch beim Tier sind analoge Lebensäußerungen wahrnehmbar; von Willen kann da aber nicht die Rede sein. Es ist vielmehr der Instinkt, die im Trieb wirkende Naturweisheit, welche hier wirksam ist. Wo der tierhafte Trieb beim Menschen herrschend wird, kann er, weil er nicht von klarem Erkennen gelenkt ist, nur zerstören.

*

Durch die beiden Tätigkeiten des Denkens und Wollens sind wir einmal zum ruhenden Anschauen, das andere Mal zum tätigen Gestalten befähigt. In dem wechselweisen Betätigen dieser beiden Fähigkeiten beruht unser eigentliches persönliches Leben, das Fühlen. Während wir im Denken die Welt der Objekte, darunter die Außenwelt, anschauen und sie durch wollendes Tätigsein umge-

stalten, bewegen wir uns im Fühlen in unserer ureigensten Sphäre, in unserer Innenwelt. Im Sinne des Metamorphosengesetzes stellt also das Fühlen die „Steigerung“ der beiden Pole Denken und Wollen dar, so, wie im körperlichen Organismus im Zirkulations-System das Nerven-Sinnes- und Stoffwechsel-Gliedmaßen-System zum Ausgleich gelangt. Daher erleben wir auch die Gefühlseindrücke deutlich in der Gegend des Herzens, in welchem (solar plexus?) die Zirkulation ihre eigene Zentralisierung hat.

In der Dreigliederung von Denken, Fühlen und Wollen gestaltet das schöpferische Wirkensprinzip also deutlich nach dem gleichen Gesetz, durch welches es in der Natur die Stufenfolge von Mineral, Pflanze und Tier hervorbrachte. Dabei hat offenbar das Denken in seiner Klarheit Verwandtschaft mit dem Kristall, mit der Mineralwelt, das Wollen mit den Instinktkräften des Tieres und das Fühlen mit dem unschuldsvollen Leben der Pflanze.

Das Denken ist es also, welches die der Erscheinungswelt zu Grunde liegenden Gesetze erkennt, die den physischen Sinnen verborgen sind. Das Ergebnis dieses wahrnehmenden Anschauens ist die Erkenntnis der Wahrheit. In der Wahrheit stellt sich das dar, was „währt“, d. h. die absoluten, die ewigen Gesetze. Indem wir nun wollend, tätig, umgestaltend in die Welt eingreifen, müssen wir die Normen und Motive unseres Handelns dem als wahr Erkannten entnehmen. Wir können nur solche Handlungen in vollem Sinn als gut bezeichnen, bei denen wir uns nach diesen im Erkennen wahrgenommenen Gesetzen gerichtet haben. Da wo wir das Wahre in guten Taten realisiert sehen, leuchtet in unserer Seele das Gefühls-erlebnis der Schönheit auf. Die Schönheit kann deshalb ebenso als die Steigerung der Polarität Wahrheit-Güte betrachtet werden, wie das Fühlen als Synthese von Denken und Wollen.

In der Trinität von Schönheit, Wahrheit und Güte ist das Erlebnis dessen, was Goethe „innere Identität“ nennt, so deutlich wie möglich gegeben: Es ist das gleiche Schaffensprinzip, das im Denken als Wahrheit erkannt, im Fühlen als Schönheit erlebt wird und das im wollenden Handeln als Güte wirksam wird. Durch die Betätigung der Seelenfähigkeiten von Denken, Fühlen und Wollen ist der Mensch also in der Lage, die Wirkensgesetze des Schaffensprinzips anschauend zu erkennen, sie wollend zu betätigen und sie fühlend zu erleben.

Durch diese seine eigenen inneren Fähigkeiten schafft der Mensch über die Natur hinaus vollkommen neue Welten: diejenigen der Wahrheit, der Güte und der Schönheit nach den gleichen Gesetzen, nach denen die Natur vorher Stein, Pflanze und

Tier gestaltet hat. Diese schöpferischen Fähigkeiten sind dem Menschen dadurch erwachsen, daß die Natur darauf verzichtet hat, über ihre drei Reiche hinaus prinzipiell neue Gestalten der physischen Erscheinungswelt hervorzubringen. —

Plato spricht, indem er diese drei Seelenfähigkeiten meint, von den Funktionen des Verstandes, des Mutes und des Begehrens. Bei dieser Formulierung ist noch die Verwandtschaft mit dem tierischen Erleben zu verspüren; besonders der Begriff des Begehrens hat Ähnlichkeit mit der instinktiven Triebhaftigkeit, wie sie das Tier entwickelt. Bei der Überwindung der Tierhaftigkeit stellt gerade die Zweiheit von Erkennen und Wollen eine aktive Aufgabe an den Menschen. Das Problem dieser seelischen Polarität hat Schiller in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ erkannt. Er zeigt, wie in der Seele zwei gegensätzliche Tendenzen auftreten, welche die innere Harmonie stören, wenn sie einseitig wirken. Überwiegt der „sinnliche Trieb“ (Wollen), dann unterliegt der Mensch seinen animalischen Leidenschaften. Herrscht dagegen der „vernünftige Trieb“ vor, dann folgt er blutloser Abstraktion und handelt nach kalter Berechnung. In beiden Fällen ist er einer Nötigung unterworfen, einmal derjenigen des egoistischen Triebes, das andere Mal der des objektiven Gesetzes, und er kann nicht als frei bezeichnet werden. Auch hier liegt der eigentlich menschenwürdige Zustand in der Harmonisierung der beiden extremen Möglichkeiten. Durchdringt der Mensch seine Triebnatur mit der Klarheit der Vernunft und verleiht er seiner Vernunfttätigkeit die Kraft und Intensität des Triebes, dann kann er im Sinne Schillers erst als freie Persönlichkeit angesehen werden. Die Freiheit beruht in seinem ureigenen persönlichen Gefühlserlebnis. Im Fühlen ist die „Steigerung“ gegeben, ist die Synthese zwischen den Polen der Vernunft und des Triebes, zwischen Denken und Wollen, erreicht. Die Kraft dieser Synthese, der Reichtum der Gefühlserlebnisse, ist abhängig von der Kraft und Reinheit der Pole und richtet sich wie bei jeder Synthese nach dem jeweils schwächeren Pol. Die Reinheit der Pole Denken und Wollen beruht darin, daß Denkurteile nicht durch Wunsch- und Triebaffekte gefälscht, daß das Wollen nicht durch abstrakte Verstandeserwägungen gelähmt und gehemmt wird. Aber auch vorgefaßte Sympathien und Antipathien im Gefühlsleben stören die Harmonie. Das Fühlen hat erst seine menschenwürdige Schönheit erlangt, wenn es als reine Synthese zwischen Denken und Wollen entsteht. Von „Wollen“ kann in Wahrheit erst gesprochen werden, wenn eine denkerische Erkenntnis vorausgegangen ist. Beim Tier steht an seiner Stelle der Instinkt, das Gelenktsein durch die Naturweisheit, welche wirkt, ohne vor-

her durch ein Bewußtsein gegangen zu sein. In der Pflanzen- und Mineralwelt wirkt in noch stärkerem Maße diese Naturweisheit. In den Naturreichen herrscht daher zwar große Sicherheit, aber keine Freiheit. Diese naturgegebene Sicherheit hat der Mensch geopfert, um die Möglichkeit zu gewinnen, die Freiheit zu erringen. Was in den Naturreichen immer erreicht ist, nämlich der Zustand der Synthese und Harmonie, bedeutet für ihn immerwährende Aufgabe. In der Erfüllung dieser Aufgabe gestaltet er sich selbst, sein individuelles „Ich“, erwirbt er die Freiheit! —

Diether Vogel

Zur Finanzierung freier Schulen

Die Beschäftigung mit Ordnungsformen des sozialen Lebens löst bei vielen „Praktikern“ ein mitleidiges Lächeln aus. Diese Praktiker glauben sich nämlich auf Grund ihrer Alltagserfahrung imstande, die sich ergebenden Probleme lösen zu können; die Behandlung von Grundsatzfragen erscheint ihnen als wirklichkeitsfremd, zeitraubend und sogar nutzlos.

Wenn wir diese Haltung näher ins Auge fassen, so müssen wir feststellen, daß sie auf der Vorstellung aufbaut, daß Idee und Wirklichkeit zwei völlig voneinander getrennte Bereiche darstellen. Man sieht die Welt dualistisch, und vermag die Brücke zwischen den beiden Bereichen nicht zu schlagen. Das Ergebnis dieser Betrachtungsweise ist die „ausschließliche“ Zuwendung zu einer dieser beiden Bereiche; meist zur konkreten Umwelt, da man ihr am nächsten zu stehen vermeint.

Ein ganz anderes Verhältnis zu den Ideen gewinnt man jedoch, wenn man versucht, diese dualistische Auffassung zu überwinden und Idee und Wirklichkeit als eine Einheit, ein Ganzes zu sehen. — Goethe hat uns in seiner Urpflanze diese Einheit von Idee und Wirklichkeit wunderbar vor Augen geführt. Durch intensives Beobachten der Naturerscheinungen wurden ihm die zugrundeliegenden Gesetze und Ideen offenbar; sie schienen gleichsam durch die konkreten Einzelercheinungen hindurch. „Sucht nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre“, konnte er deshalb sagen.

Der Idee steht also nicht die Wirklichkeit gegenüber, sondern man erhält sie gerade durchentschiedenes Herangehen an die Wirklichkeit. Auf der anderen Seite werden die Zusammenhänge der Wirklichkeit selbst erst durch die Anwendung der Ideen auf konkrete Probleme aufgedeckt. Diese Wechselbeziehung gilt es zu berücksichtigen, wenn wir im folgenden versuchen, die idealtypische Form der Finanzierung eines freien Schulwesens herauszuarbeiten. —

Ebenso wie in der Gesamtordnung einer menschlichen Gesellschaft die einzelnen Glieder — Kultur, Staat und Wirtschaft — nicht unabhängig voneinander geordnet werden können, wenn es nicht zu Störungen kommen soll, so muß auch die Ordnung eines dieser Glieder als ein interdependentes Geschehen begriffen werden.

Auf unser Thema bezogen bedeutet dies, daß die Finanzierung freier Schulen im Gesamtzusammenhang eines freien Schulwesens gesehen werden muß. Da kulturelle und wissenschaftliche Betätigung abhängig ist von wirtschaftlichen Voraussetzungen, müssen beide auf

eine einheitliche Verwaltung abgestimmt werden, wenn es nicht zu Konflikten kommen soll. — Der staatlichen Lenkung und Beaufsichtigung des Bildungswesens entspricht die staatliche Finanzierung, die auf einer vorangegangenen Zwangsbeitreibung von Steuern basiert. — Bei einem freien Bildungswesen, wo jede Schule ihren eigenen Lehrplan aufstellt und sich ihre Lehrer wählt, würde die Verteilung der Gelder durch den Staat und die damit zwangsläufig verbundene Bestimmung des Verwendungszwecks zu einer Beeinträchtigung der pädagogischen Autonomie der einzelnen Schulen führen.

Daraus ergibt sich bereits, daß zu einem freien Bildungswesen auch die finanzielle Unabhängigkeit vom Staat gehört. Als mögliche Finanzierungsformen für freie Schulen kommen in Betracht:

1. Stiftungen und freie Schenkungen
2. Schulgelder

Welche dieser beiden Finanzierungsformen primären Charakter hat, ergibt sich eindeutig aus dem Bild einer Wettbewerbsordnung im Bildungswesen. Der Begriff „Wettbewerbsordnung“ stammt aus dem Bereich der Wirtschaftspolitik, und deshalb ist es zweckmäßig, wenn wir einen kurzen Blick auf die wirtschaftliche Form dieser Ordnung werfen. — Bei der Herstellung einer Wettbewerbsordnung handelt es sich darum, die vielen Millionen autonomer einzelwirtschaftlicher Pläne, die Tag für Tag in Haushaltungen und Betrieben aufgestellt werden, in bestmöglicher Weise aufeinander abzustimmen. Diese Koordination der Einzelpläne erfolgt mit Hilfe der Preise, die als Knappheitsanzeiger dienen; keine zentrale Leitung hat das Recht vorzuschreiben, was produziert werden soll und in welchen Mengen dies zu geschehen hat. — Als systemgerecht für die Wettbewerbsordnung muß die Marktform der vollständigen Konkurrenz angesehen werden. Vollständige Konkurrenz ist etwas völlig anderes als Monopolkampf; sie besteht nicht im Kampf von Mann gegen Mann, sondern vollzieht sich in paralleler Richtung. Sie ist Leistungswettbewerb, nicht Behinderungs- und Schädigungswettbewerb*) Jeder wird angespornt, sein Bestes zu leisten, und es wird ihm ermöglicht, seine Kräfte und Fähigkeiten voll zum Einsatz bringen zu können. Als Vergleich können wir uns die Situation beim Boxkampf gegenüber der beim Wettlauf vor Augen führen: Beim Boxkampf ist der Blick auf den jeweiligen Gegner gerichtet, den man durch Schwächungen und Beeinträchtigungen zu überrunden versucht. Beim Wettlauf handelt es sich dagegen um einen gleichgerichteten Vorgang: jeder Teilnehmer hat seine eigene Bahn. Entscheidend für den

*) Vergl. Walter Eucken, „Grundsätze der Wirtschaftspolitik“, 4. Buch.

Sieg ist ausschließlich die individuelle Leistung, die ungehindert zum Zuge kommen kann.

Welches Bild würde nun eine Wettbewerbsordnung im Bildungswesen ergeben? Als Voraussetzung für eine funktionsfähige Wettbewerbsordnung ist notwendig, daß grundsätzlich jede Schule ihren Lehrplan selbst festlegt und sich ihre Lehrer und Schüler aussuchen kann. Die Schulen sind also weder vom Staat noch von großen Verbänden abhängig; sie sind auf sich selbst gestellt, d. h. frei. Außerdem müssen die Schüler bzw. deren Eltern und die Lehrer völlig frei sein in der Wahl der Schule. Unter diesen Voraussetzungen herrscht Wettbewerb unter den Schulen um die (guten) Schüler (Eltern) und um die (guten) Lehrer, ebenso wie unter den Schülern (Eltern) und Lehrern Wettbewerb herrscht um den Zugang zu den (guten) Schulen.

Das Primärziel des wirtschaftlich Tätigen ist es, ein möglichst hohes Einkommen zu erzielen. Um dieses Ziel erreichen zu können, muß er sich bei der Produktion nach den Wünschen der Konsumenten richten. Sein wirtschaftliches Produkt ist für ihn bei einem arbeitsteiligen Ablauf des Wirtschaftsprozesses nur insofern wertvoll, als es Tauschobjekt darstellt. Für den kulturell Tätigen ist dagegen das Hauptziel die kulturelle Leistung selbst. Ihm geht es in erster Linie darum, Verständnis für seine Leistung zu finden; die Erzielung eines Einkommens steht bei ihm erst an zweiter Stelle. Indem er aber selbst die Richtung seines Tätigwerdens bestimmt, macht er sich unabhängig von der Nachfrage; das ökonomische Prinzip findet keine Geltung (Ausnahme die sog. „Brotgelehrten“, die den Beruf wählen, in dem sie am meisten zu verdienen hoffen).

Im Bildungswesen führt dieses um Verständnis und Anerkennung Suchen dazu, daß die Schüler regelrecht umworben werden. Es entsteht ein Wettbewerb um die Schüler und ganz besonders um die guten Schüler. Dieses Werben findet u. a. auch darin seinen Ausdruck, daß jede Schule versucht, das Schulgeld möglichst niedrig zu halten. Unter Schulgeld haben wir hier lediglich den Pflichtbeitrag zu verstehen, den die Schule für ihre Leistungen von den Eltern fordern kann, wenn sie die bestehende Knappheit der Schulplätze in finanzieller Hinsicht ausnützt. Freiwillige Beiträge der Eltern sind demzufolge kein Schulgeld in dem hier verstandenen Sinne, sondern zählen zu den freien Schenkungen an die Schule. Je weitgehender es einer Schule gelingt, ihre Kosten durch Spenden und Stiftungen zu decken, desto größer ist ihre Wettbewerbsfähigkeit. Die Funktion der Knappheitsanzeige, die in der Wirtschaft die Preise haben, übernimmt im freien Bildungswesen das Schulgeld. Je stärker es sinkt, um so mehr ist die kulturelle Knappheit überwunden.

Es zeigt sich hier ganz eindeutig, zu welcher Form der Finanzierung des Bildungswesens eine Wettbewerbsordnung hintendiert: die Spenden werden das Primäre darstellen, während das Schulgeld mehr und mehr gedrückt werden wird. Besonders erfreulich ist hierbei, daß dieses Ergebnis — das wir bei einer Betrachtung der funktionalen Ordnungszusammenhänge eines freien Schulwesens erhalten haben — vollkommen dem sozialen Ideal entspricht, daß kulturelle Leistungen nicht durch Verkauf und Bezahlung, sondern durch die aus freier Anerkennung fließenden Gelder (Spenden) finanziert werden sollten.

In der Wirtschaft ist der Produzent gezwungen, seine Preise über den Kosten festzusetzen, wenn er die Kontinuität der Produktion aufrechterhalten will. — Anders ist dies im kulturellen Bereich: Ein Forschender wird durch die Weitergabe seiner Forschungsergebnisse kulturell nicht ärmer. Die Bezahlung kultureller Leistungen kann also nicht als Ersatz für ihre Preisgabe angesehen werden. Sie ist vielmehr eine Art Anerkennung dieser Leistung. Nun kann aber Anerkennung, wenn sie nicht ihren eigentlichen Charakter verlieren will, nicht erzwungen werden, sondern sie muß auf Einsicht und Freiwilligkeit beruhen. Auch die finanzielle Form der Anerkennung darf diesen Grundcharakter nicht entbehren. Im Hinblick auf die Finanzierung freier Schulen kann man eindeutig feststellen, daß die Spenden und Stiftungen viel stärker den Charakter von Anerkennungsgaben haben als das Schulgeld, das einen Pflichtbeitrag der Eltern darstellt.

Zusammenfassend können wir sagen, daß die Wettbewerbsordnung im Bildungswesen dazu führt, daß sich auch die Privatschulen dazu genötigt sehen, vom Zwang der Schulgeldforderung abzukommen und sich mehr auf Spenden zu stützen. Dadurch würde auch die soziale Forderung, kein Kind aus finanziellen Gründen von einem bestimmten Bildungsweg auszuschließen, verwirklicht werden können.

stud. rer. pol. Irene Lauer

Der funktionsfähige soziale Organismus

Forumgespräch, veranstaltet im Rahmen der Pfingsttagung des Seminars für freiheitliche Ordnung der Wirtschaft, des Staates und des kulturellen Lebens vom 4. bis 6. Juni 1960 in der Freien Waldorfschule Uhlandshöhe in Stuttgart.*)

II.

(Schluß)**)

Die Gesprächsteilnehmer: *Eckhard Behrens, stud. jur., Heinz Eckhoff, Dr. Heinz-Hartmut Vogel, Diether Vogel, Peter Weinbrenner, cand. rer. pol.*

Heinz Eckhoff: Ich möchte Herrn Diether Vogel bitten, uns klar zu machen, was man unter Monopolen versteht.

Diether Vogel: Ich möchte die Frage etwas umfassender beantworten. Bei jeder Produktion haben wir ja verschiedene Faktoren, die unbedingt dazu notwendig sind. Wenn wir eine Fabrik bauen wollen, brauchen wir eine Bodenfläche, auf die wir sie hinstellen: Grund und Boden. Wir brauchen aber auch Geld, um die Bauwerke und die Maschinen zu kaufen, die diese Fabrik benötigt. Wir brauchen drittens auch Arbeiter und Angestellte. Also: Boden, Arbeit und Kapital, das sind die drei unabdingbaren Produktionsfaktoren, die bei jeder wirtschaftlichen Produktion vorhanden sein müssen.

Der Boden ist ein Stück der Erdoberfläche. Die Erdoberfläche ist eine begrenzte Größe. Sie ist nicht aus Gummi, sie kann nicht ausgedehnt werden. Und wenn jemand Boden hat — ererbt von seinen Vätern oder einfach okkupiert in Afrika, weil die Neger sich das früher haben gefallen lassen — und ein Unternehmer kommt, der darauf eine Fabrik bauen möchte, dann sagt er: „Ich bin bereit, dir diesen Boden zur Verfügung zu stellen, wenn du mir im Jahr pro Quadratmeter diese oder jene Summe als Pacht bezahlst.“ Wenn die Bodenfläche, die sein Eigentum ist, groß genug ist, kann er einen Verwalter anstellen, der die Pacht kassiert, und er selbst geht irgendwo hin — an die Riviera z. B. — und verzehrt dort das Geld, welches er monatlich von seinem Verwalter geschickt bekommt, ohne daß er eine Gegenleistung dafür zu geben braucht. Das ist möglich durch das eine der Primärmonopole, nämlich durch das **Bodenmonopol**. Es entsteht dadurch, daß der Grund und Boden, der früher z.B. bei den alten Kelten und Germanen Gemeindeeigentum war, heute Privateigentum geworden ist durch das römische Recht.

*) Von den Teilnehmern des Gesprächs nicht durchgesehen.

**) I. Teil in „Fragen der Freiheit“ Nr. 21.

Der zweite hauptsächliche Produktionsfaktor ist das Kapital, mit dem der Unternehmer nun diese Fabrik errichten und die Maschinen kaufen muß. Dieses Kapital ist meistens auch in den Händen einzelner Personen — diese haben es gespart oder auch geerbt, sie haben es irgendwo her. — Der Kapitaleigentümer sagt nun zu dem jungen Fabrikanten, der die Fabrik bauen will: „Ich gebe dir das Kapital leihweise, wenn du bereit bist, mir pro Jahr 5% Zinsen zu bezahlen.“ Der Fabrikant ist dazu bereit. Nun entstehen in der betreffenden Gegend noch mehr Fabriken; die produzieren eifrig, es herrscht Vollbeschäftigung und es wird viel verdient. Die Leute fangen an zu sparen und tragen das Geld auf die Bank; die Bank muß das Geld ihren Einlegern verzinsen und sucht infolgedessen nun ihrerseits Unternehmer, die bereit sind, mit dem Geld zu arbeiten. Die Fabrikanten sagen, wenn sie merken, daß immer mehr Leihgeld angeboten wird: „Wenn wir das Kapital so leicht bekommen können, wollen wir aber nicht mehr 5% Zinsen bezahlen, — wir meinen, es würden auch 4% genügen.“ — Es wird aber immer weiter gespart, der Zins sinkt auf 3%, er sinkt auf 2%. Sobald bei langfristigen Darlehen der Zinssatz auf ein so niedriges Niveau sinkt, erscheint dem Kapitaleigentümer in der Regel der Vorteil, den die Zinseinnahmen für ihn bedeuten, geringer als die Nachteile, die in einem langfristigen Verzicht auf die Verfügungsbefugnis über sein Kapital (sein Eigentum!) liegen. Nur wenn man sein Vermögen in Bargeld, täglich fälligen Guthaben oder allenfalls in ganz kurzfristigen Darlehen hält, ist man in der Lage, jederzeit darüber zu verfügen. Man ist dann „liquide“, wie man sagt. Dieser Zustand ist angenehm und deshalb besteht ein immerwährender „Hang zur Liquidität“. Nur um den noch angenehmeren Zustand hoher Zinsen zu erreichen, wird auf die Liquidität verzichtet. Hohe Zinsen überwinden den Hang zur Liquidität; niedrige Zinsen vermögen dies nicht und deshalb wirkt sich der Hang zur Liquidität, sobald die Zinsen unter eine bestimmte Höhe gesunken sind, in einem allgemeinen Bestreben aus, alle gesparten Vermögenswerte in liquide Form zu bringen. Der Zinsfuß, der den Hang zur Liquidität gerade noch zu überwinden vermag, wird die „Liquiditätsprämie“ genannt; sie liegt heute bei langfristigen Darlehen zwischen 2 und 3%.

Nun befindet sich unter den Unternehmern hier und da auch einer, der in Konkurs gerät und von dem der Geldgeber sein Kapital nicht mehr zurückerhält. Er braucht also eine gewisse Mindestverzinsung — (es ist dies jedoch kein Zins, sondern die Risikoprämie, die mit der genannten Liquiditätsprämie im Zins darinnen steckt) —, um keine Verluste zu erleiden. Er wird ja selbstverständlich nur dann bereit sein, Geld zu verleihen, wenn er nach der vereinbarten Frist

mindestens die Summe, die er verliehen hat, auch wieder zurück-erhält. Sobald aber diese Risikoprämie, dieser Mindest-„Zins“, den er unbedingt haben muß, um keinen Verlust zu erleiden, angegriffen ist, sagt er, „da mache ich nicht mehr mit, das ist mir zu riskant“. Er kündigt die ausgeliehenen Kapitalien und steckt das Geld in einen Tresor. Es gibt auch solche, die stecken es dann in Sparstrümpfe oder in die Kommode. Wenn diese Konjunkturlage eintritt, wird das Horten von Bargeld zur allgemeinen Tendenz. In der Wirtschaft tritt eine allgemeine Blutleere ein — das Geld ist ja das Blut der Wirtschaft —, eine Absatzkrisis! Der Geldinhaber hat also die Möglichkeit, — indem er das Kapital, d. h. sein Geld aus dem Produktionsprozeß zurückzieht, es in liquide Form überführt, und es entweder zuhause bei sich oder bei seiner Bank aufbewahrt, — diesen Produktionsfaktor Kapital der Wirtschaft zu entziehen. Er ist erst wieder geneigt, sein Geld neu zu verleihen, wenn die Unternehmer wieder in der Lage sind, ihm 6, 7 oder 8% Zinsen zu bezahlen. Dann kann er — (wenn sein Kapital groß genug ist) — wie der Eigentümer des Bodens, nach Nizza gehen und die Zinsen, die er bekommt, dort verzehren, ohne daß er etwas Produktives dagegen zu leisten braucht. Das Kapitalmonopol ist also das zweite Primärmonopol. Die Bodeneigentümer haben ihren Gewinn, die Bodenrente, auf Grund der natürlichen Knappheit des Bodens. Die Kapitaleigentümer beziehen ihre Rente auf Grund der Möglichkeit, das Kapital künstlich zu verknappen — beim Boden also die natürliche Bedingung, beim Kapital die bewußte Maßnahme des Kapitaleigentümers.

Nun ist also noch der dritte Produktionsfaktor zu betrachten, die Arbeit. Den Begriff „Arbeit“ müssen wir im allerweitesten Sinne fassen. Alle Arbeit, ob sie nun von Hand oder mit dem Geiste getan wird in der Wirtschaft, ist primär geistiger Natur. Sie beruht auf der Begabung, dem Ingenium der arbeitenden Menschen, sei es nun der Handarbeiter, die praktisch geschickt sind, oder der geistigen Leiter der Unternehmungen, die ein gutes Organisationstalent haben. Auch dieser dritte Produktionsfaktor „Arbeit“ vermag sich unter bestimmten Verhältnissen zu monopolisieren, vermag sich einen Knappheitswert zu geben. Das tun dann z. B. Organisatoren, Unternehmer, wie vorhin schon geschildert wurde, indem sie sich zu Kartellen zusammenschließen, die Professor Böhm (Frankfurt) einmal „zusammengerottete Interessentenhaufen“ genannt hat. Sie sind ja eigentlich nichts anderes, als getarnte Räuberbanden, — darüber muß man sich klar sein. Aber auch die Arbeiter sind in der Lage, in der konjunkturellen Situation der Vollbeschäftigung, wie wir sie ja jetzt haben, durch die Gewerkschaften ihrer Leistung einen über-

steigerten, unberechtigten Knappheitswert zu verschaffen. Die Gewerkschaften sind ja eigentlich Kartelle, deren Mitglieder miteinander vereinbaren: „Wir geben unsere Leistung nur zu bestimmten Bedingungen und nicht unter einem bestimmten Preis.“ Wir haben es also mit drei generellen Monopolen zu tun: mit dem Bodenmonopol natürlicherweise, dem Geld- oder Kapitalmonopol künstlicherweise und mit dem Arbeitsmonopol, wenn man es so nennen will, ebenfalls künstlicherweise.

Eckhard Behrens: Das Arbeitsmonopol ist sogar noch künstlicher als das Geldmonopol, denn der einzelne Kapitalbesitzer, der sein Kapital zurückzieht, ist sich gar nicht der Tatsache bewußt, daß er das Kapitalangebot auf dem Markt verknappt und dadurch hilft, eine Krise herbeizuführen; er ist es in der Regel nicht. Und selbst, wenn er sich dessen bewußt wäre, und er wollte dem entgegenwirken, wäre seine eigene Maßnahme völlig nutzlos. Und wenn er sein Kapital in der Wirtschaft läßt und nicht seine Kredite kündigt, wenn der Zins sehr niedrig ist, ziehen die anderen doch ihr Kapital zurück, es tritt die Krise ein, und das Unternehmen, dem er den Kredit gegeben hat, geht unter Umständen in Konkurs — und er wäre sein Geld völlig los. Das Kapitalmonopol ist eine ganz vertrackte Sache, an der der einzelne Kapitalbesitzer gar nicht schuld ist; während bei dem Angebot der Arbeitskraft, bei dem Arbeitsmonopol, bei dem, was wir vorhin als die Kartelle besprachen, jeder mitschuldig ist, denn jeder könnte außerhalb des Kartells bzw. der Gewerkschaft bleiben. Das Kartell versucht das natürlich zu verhindern, daß jemand draußen bleibt. Wenn da zehn Unternehmer sind, neun davon sind sich einig und der zehnte will nicht, dann versucht man ihn unter Druck zu setzen und vielfach gelingt das auch. Z. B. war in München vor zwei, drei Jahren ein Bäcker, der sehr billige Brötchen anbot. Da taten sich die anderen Bäcker zusammen und übten auf die Mühlen einen Druck aus, so daß keine Mühle es mehr wagte, diesem Bäcker das Mehl in eigenen Säcken zu liefern. Die Mühlen hatten auf den Säcken ihre Firma und ihr Firmenzeichen angebracht, ebenso auf ihren Autos. Der arme Bäcker, der die billigen Brötchen herstellte, konnte sein Mehl nur noch tief in der Nacht und mit neutralen Säcken, denen man es nicht ansah, woher sie kamen, und mit Autos, denen man die Lieferfirma nicht ansah, beziehen. Das von dem „Preisbrecher“ angerufene Gericht hat aufgrund der geltenden Gesetze zum Schutze des Wettbewerbs der Bäckervereinigung ihre unlauteren Methoden untersagt. Man kann auch mit den Banken entsprechende Abmachungen treffen. Wenn die Banken ein Kartell haben, dann braucht das Brötchenkartell sich nur mit dem Bankenkartell abzu-

sprechen. Das geht sehr schnell und ist sehr einfach und die Bank gibt dem Bäcker, der die billigen Brötchen bäckt, keinen Kredit mehr. Man sieht, das Monopol der Arbeit, d. h. das gewöhnliche Marktkartell, ist das allerkünstlichste Monopol. Da trifft doch jeden Einzelnen eine gewisse Schuld und man kann ihn persönlich verantwortlich machen, weil heute gegen solche Boykottmaßnahmen, die gegen Außenseiter ergriffen werden, Gesetze bestehen. Dagegen ist heute ein gewisser Schutz vorhanden — endlich! Das Geldmonopol dagegen ist gerade dadurch charakterisiert, daß es ganz von selbst funktioniert. Der einzelne Kapitalgeber würde gegen sein eigenes ökonomisches Interesse handeln, — und das ist etwas, was man in der Wirtschaft nicht verlangen darf, sonst würde sie nicht funktionieren. Er handelte gegen sein eigenes Interesse, wenn er bei angegriffener Liquiditätsprämie dem Kapitalmarkt nicht sein Geld entziehen würde.

Diether Vogel: Durch diese drei Arten von Monopolen ist der Marktorganismus generell gestört. Im gesunden Markt treffen sich die Marktpartner immer genau in der Mitte. Das Gleichgewicht des Marktgeschehens oszilliert um einen Mittelpunkt herum. Die drei Monopole bewirken, daß der Markt vollständig aus dem Gleichgewicht gerät, daß er einseitig wird, daß entweder die Bodeneigentümer und die Geldeigentümer oder die vertraglich geschaffenen Monopole, die Kartelle und die Gewerkschaften, den Mittelpunkt des Marktes ganz und gar auf eine Seite verschieben, indem sie denjenigen, denen sie eigentlich dienen sollten, den Konsumenten, viel mehr als Gegenwert für ihre Leistungen abnehmen, als ihnen eigentlich zustünde. Sie beziehen ein arbeitsloses Einkommen.

Heinz Eckhoff: Schönen Dank! Ich glaube, es ist deutlich geworden, wie stark die Monopole den Markt stören und zwar einmal von der Naturseite her durch den Boden, dann von der Geldseite her, künstlich, dadurch, daß beim Gelde ein Knappheitswert hervorgerufen wird: Dadurch entsteht Macht — eine Überlegenheit über andere — und diese wirtschaftliche Macht stört selbstverständlich den Markt. Der vollständige Markt wird durch diese wirtschaftliche Macht verhindert. Nun besteht natürlich die Frage: Was versteht man denn unter Sekundärmonopolen? Ergeben die sich aus den Primärmonopolen? Setzen wir einmal voraus, man könnte diese beiden Arten von Primärmonopolen eliminieren. Würden dadurch auch die Sekundärmonopole verschwinden?

Eckhard Behrens: Sie meinten, wenn man das Kapital- und das Bodenmonopol beseitigt, ob dann noch die Monopole der Arbeit, die Kartelle und die Gewerkschaften, bestehen könnten? Ich erinnere

daran, daß die Kartelle vertragliche Vereinbarungen sind, um nochmals den Unterschied zwischen den Primär- und den Sekundärmonopolen zu betonen. Zwischen den Bodeneigentümern besteht kein Vertrag, so zu handeln, wie es dem Bodenmonopol entspricht, und zwischen den Kapitaleignern besteht auch kein Vertrag, der sie zwingen würde, so zu handeln, wie sie es tun, während zwischen den Kartellisten ein solcher besteht. Denn ein Kartell ist ein Vertrag. Und deshalb ist hier auch jeder Beteiligte mitschuldig, wie ich vorhin sagte. Wenn es gelänge, durch eine Bodenreform und durch eine Geldreform, das Boden- und das Kapitalmonopol zu beseitigen, also die Voraussetzungen für einen funktionsfähigen Markt zu schaffen, dann bestünde doch immer noch die Gefahr, daß in manchen Branchen — nicht in allen Branchen; es ist nie in allen Branchen gegangen, — nämlich in solchen, die zu Großbetrieben neigen, doch noch Kartelle entstehen werden und zwar vor allen Dingen, wenn der Staat ungeschickt ist und noch Hilfen dazu bietet.

Man stelle sich vor, es wird ein bestimmtes Marktgebiet abgeriegelt dadurch, daß der Staat eine hohe Zollmauer darum errichtet, so daß die Waren aus dem Ausland nicht mehr herein können. Jetzt sind da zehn, fünfzehn oder zwanzig Fabrikanten, die können alle noch sehr gut miteinander reden, sie kennen sich, gehen gemeinsam auf Parties, treffen sich im Theater und beim Frühstück. Diesen Fabrikanten fällt es leicht, ein Kartell einzurichten. Was passiert jetzt? Sie haben ein Kartell gemacht über den Preis und haben den Preis etwas hochgesetzt. Man muß sich darüber im klaren sein, daß die Preiserhöhung durch ein Kartell fast unsichtbar ist. Es handelt sich da um 2, 3, 4, 5% und man kann nicht sagen, das sei Wucher. Richtiger Wucher ist das gar nicht. Aber diese 2, 3, 4, 5% vom Umsatz sind reiner Gewinn, darüber muß man sich klar sein und deshalb macht es für die Unternehmer sehr viel aus. Das ist zusätzlicher Reingewinn, eben diese Monopolrente. Die Unternehmer haben wegen der Geringfügigkeit der Preiserhöhung immer ein so gutes Gewissen. Die Wirtschaft ist ja schließlich dazu da, daß es uns gut geht. Wenn die Baumwollspinner so ein Kartell machen, das wirkt sich auf jedes Hemd mit 2 bis 3 Pfennigen aus, hat man in England errechnet. „Das macht doch gar nichts aus und wir haben dafür einen schönen Gewinn“, so sagen sie, „das ist doch wirklich nichts so Unmoralisches!“ Aber das machen sie nun alle! Die Leute, die die Nadeln fabrizieren, mit denen die Hemden genäht werden, machen das auch — und die Oberhemdenfabrikanten machen es selbstverständlich auch — und die Garnfabrikanten machen es auch — und auf diese Weise summiert es sich. Nun, jetzt haben die den

Preis etwas hoch gesetzt und machen alle gute Gewinne. Was tut ein Unternehmer, wenn er gute Gewinne macht? Er sagt sich, wenn ich noch mehr produziere, steigen die Gewinne. Deshalb kommen die Kartell-Leute sehr schnell dazu, daß sie auch Produktionsabsprachen treffen müssen, denn bei so schönen Gewinnen ist jedes Kartellmitglied angereizt, mehr zu produzieren, um noch höhere Gewinnen zu machen. Aber das große Angebot, welches dadurch entsteht, würde ihnen wieder den Preis verderben. Deshalb müssen sie gleichzeitig das Angebot beschränken. Da kriegt jeder eine Quote: „Du darfst soviel und du soviel produzieren.“ Die Quote richtet sich natürlich danach, wie's schon immer war, und wenn da nun ein ganz alter Unternehmer sitzt, der nicht mehr viel tut, so nutzt er sein Kontingent nicht aus — und ein junger Unternehmer, der mit geringen Kosten große Mengen billig produzieren könnte, der kommt gar nicht zum Zuge; ihm bleibt nur die kleine Quote, die er bei der Gründung des Kartells hatte. Da gibt's Mißstände en masse. Vor allem kommen aber auch die Außenseiter. Da kommen junge Herren, die noch nie in der Branche waren, die sagen sich: „Ei, die haben ja hohe Gewinne dort! Die haben zwar untereinander Quoten abgemacht und haben es verhindert, daß ein Druck auf den Preis entstand — aber ich habe Kapital, man kann mir nicht so leicht in die Quere kommen! Wer will mich hinder'n? Es ist gesetzlich dafür gesorgt, daß das Kartell keinen Boykott gegen mich organisieren kann.“ Er erscheint auf dem Markt, bietet an — einige Pfennige billiger als die Mitglieder des Kartells —, macht gute Umsätze; es kommt ein zweiter, es kommt ein dritter; das Kartell hat die Tendenz, zusammenzubrechen. Auch dagegen wird sich ein Kartell versuchen zu wehren. Und es gibt auch dagegen Mittel. Ich will hier noch schnell ein Beispiel nennen, für den Fall, wo ein Kartell auf diese Art zusammengebrochen ist:

Die Kohlenkrise geht ja nun schon eine ganze Weile und es werden sich noch alle erinnern an das Kohle-Öl-Kartell, welches damals gemacht worden ist. Zwischen den großen internationalen Ölkonzernen Shell, Esso usw. und dem Kohlenbergbau (der wunderschön kartelliert ist bei uns, als eines der bestfunktionierendsten Kartelle der Welt) kam der Kohle-Öl-Vertrag zustande, um ein bestimmtes Preisverhältnis herzustellen zwischen Kohle und Öl. Ergebnis: die Außenseiter für Heizöl haben im ersten halben Jahr ihren Marktanteil von 10 auf 20% erhöhen können. Da sagten sich die großen Konzerne: „Nein, in diesem Kartell bleiben wir nicht mehr“ — und sie traten wieder in den Wettbewerb ein. Sie hatten in diesem Falle keine Mittel, um gegen die Außenseiter vorzugehen. Ich habe vorhin schon von den Glühbirnenfabrikanten erzählt, wie gut es diesen gelungen

ist, ihr kartellistisches Ziel zu erreichen. Sie hatten aber Patente! Das Patentrecht ist eine Krücke für die Kartelle. Wenn es einem Kartell gelingt, auch nur ein produktionsnotwendiges Patent in die Hand zu bekommen, kann niemand anderes das betreffende Produkt — in unserem Falle waren es Glühbirnen — herstellen. Die Patente sind ein typisches Mittel der Kartellierung und deshalb ist das Patentrecht in seiner heutigen Form für die Soziale Marktwirtschaft sehr schädlich.

Heinz Eckhoff: Schönen Dank für die Beispiele. Ich denke, daß wir gleich noch einmal auf den Markt zurückkommen. Es wäre jetzt aber wichtig, den Primärmonopolen noch etwas Aufmerksamkeit zu schenken, dem Boden- und dem Geldmonopol. Beim Boden ist die grundsätzliche Frage aufgetaucht: „Was versteht man unter ‚Grundrente‘?“

Diether Vogel: Ich möchte kurz den Begriff der Grundrente erklären. Man sagt besser Bodenrente — unter Grundrente versteht man heute die Mindestrente, die ein Sozialrentner, etwa ein Kriegsbeschädigter, bezieht. Man sagt also besser Bodenrente. Das Bodenrentenproblem ist an sich ziemlich kompliziert und ich will versuchen, es von der einfachen Seite her darzustellen. Die Bodenrente ist das Entgelt, das der Bodeneigentümer von denen erheben kann, die entweder auf seinem Boden wohnen müssen — über die Wohnungsmiete — oder die auf diesem Boden arbeiten müssen, das ist z. B. auch derjenige, der darauf eine Fabrik baute. Die Arbeiter müssen da auch mitbezahlen, weil das, was der Fabrikant an Bodenrente in Gestalt der Pacht an den Bodeneigentümer abführen muß, aus dem gemeinsamen Arbeitsertrag entnommen wird — das kann nicht in die Arbeitseinkommen bzw. in die Löhne hineingehen. Die Löhne sind also an einem bestimmten Punkt blockiert, sie können niemals den vollen Arbeitsertrag darstellen: die Bodenrente geht davon ab, die bekommt der Bodeneigentümer. Die dritte Gruppe, die Bodenrente bezahlen muß, das sind diejenigen, die von dem Brot, d. h. von den Nahrungsmitteln leben müssen, die auf dem Ackerboden gewachsen sind. Die Bodenrente steckt im Preis dieser Nahrungsmittel darinnen. Aus diesen verschiedenen Quellen fließt die Bodenrente zusammen in die Kasse der Bodeneigentümer. Der Boden ist eben Privateigentum, seitdem das römische Recht bei uns eingeführt worden ist, im frühen Mittelalter. (Das Wort „privat“ kommt ja von dem lateinischen „privare“, das heißt rauben.) Der Boden ist ursprünglich durch Raub, verschämt „Landnahme“ genannt, in Privateigentum übergegangen. Bei den alten Kelten und Germanen war es so, daß der Boden Eigentum der Gemeinden war, und die Familien bekamen nach ihrer Kopfzahl jeweils Grundstücke zugewiesen; das kann man heute noch erkennen in Gemeinden, wo

noch keine Flurbereinigung durchgeführt ist, an der ursprünglichen Flureinteilung. Da ist jede Bodenqualität in eine ganz bestimmte Zahl von Äckern eingeteilt. Jeder Hausvater bekam nun auf der guten Flur einen Acker — und auf der schlechteren — und auf der mittleren.

Heinz Eckhoff: Schönen Dank! Wir kommen jetzt zu der Frage: „Wie kann man die Bodenrente unschädlich machen, wie kann man dieses Problem lösen?“ Wir können leider hier nur Andeutungen machen.

Heinz-Hartmut Vogel: Diese Frage, die ja irgendwann — und zwar bald — in der politischen Praxis beantwortet werden muß, ist sehr, sehr schwierig. Schwierig deshalb, weil größte psychologische Hemmungen ihrer Lösung entgegenstehen. Es ist ja gesagt worden: Der Boden ist in Privateigentum übergegangen und an diesem Privateigentum hängen die Menschen ungeheuer stark. Wenn jemand unter Ihnen ist, der Grund und Boden besitzt, kann er sich vielleicht vorstellen, wie sehr man mit der Seele daran hängt — den will man nicht hergeben. Man hat ihn vielleicht geerbt, man möchte davon leben, vielleicht auch damit spekulieren. Ich kenne einen Fall: Eine Familie hat ein Grundstück brachliegen und wartet mit dem Verkauf, bis es einen noch höheren Preis einbringt. Die Familie hat noch viele Grundstücke und sie lebt praktisch von ihren Grundstücksspekulationen. Sie verkauft von Zeit zu Zeit etwas zu ungeheuren Preisen und davon lebt sie. Es ist ganz klar, gegen den Hang zum Bodeneigentum kommt man so ohne weiteres nicht an. Andererseits ist aber auch klar, daß das ein unmöglicher sozialer Zustand ist. Wir haben als Grundfrage dieser Tagung: „Wie muß die Wirtschaft geordnet sein, daß die Menschenrechte nicht verletzt sind?“ Nun, was heißt „Menschenrechte“? Das Menschenrecht ist die Autonomie des Menschen, seine Selbstbestimmung, d. h., daß nicht der eine den anderen in irgendeiner Form beherrschen kann, einen wirtschaftlichen Druck auf ihn ausüben kann, ihn gleichsam berauben kann. Es ist ja hier dargestellt worden, daß der Bodeneigentümer von den Menschen, die auf dem Boden leben müssen, die notwendig auf ihn angewiesen sind, eine Rente erzwingen kann, ohne Gegenleistung. Er — es wurde ja gesagt — sitzt inzwischen in Nizza. Nun, wie wird die Grundrente „unschädlich“ gemacht? Man kann die Grundrente nämlich nicht abschaffen, einfach deshalb nicht, weil der Boden nicht vermehrbar ist. Man kann die Tatsache, daß der Grund und Boden knapp ist, nicht überwinden; er bleibt knapp. Die Erde ist nicht wie ein Gummiball aufzublasen. — Da gibt es nun Vorschläge, die auch in unserem Freundeskreis schon erarbeitet worden sind,

z. B. auf unserer letzten Tagung im Januar in Heidenheim über die Grundrente. Das möchte ich aber nicht beantworten. Herr Behrens, wollen Sie das ausführen?

Heinz Eckhoff: Bitte aber ganz kurz, weil wir nicht mehr viel Zeit zur Verfügung haben und ich möchte bitten, nicht eine augenblick mögliche Interimslösung, sondern die idealtypische Form darzustellen.

Eckhard Behrens: Es wird ja häufig vorgeschlagen, den Grund und Boden, wie man sagt, wieder in Gemeineigentum zu überführen. Das liefe dann auf eine Verstaatlichung hinaus. Man weiß — das weiß jeder —, daß heute gegen eine Verstaatlichung mit Recht die allergrößten Widerstände bestehen und man muß, gerade wenn man freiheitlich denkt, sagen: Mit der Verstaatlichung des Bodens wäre nicht viel gewonnen an sozialer Gesundheit, wenn man den Begriff „Verstaatlichung“ so versteht, wie wir ihn aus dem Sprachgebrauch kennen, wie er nun einmal geprägt ist durch die kommunistische Ideologie von Karl Marx; wie er verstanden wird von der Sozialdemokratischen Partei seit eh und je und wie es auch praktiziert wird in der Sowjetunion. Wenn wir alle Grundstücke einem Einzigen, z. B. dem Staat, geben, haben wir sozusagen ein doppeltes Monopol. Davor müssen wir uns hüten; den Fehler dürfen wir nicht machen. Man muß diese Frage anders lösen. Man muß die Verfügungsbefugnis bei recht vielen Einzelnen lassen. Man muß eine organische Lösung finden. Nicht diese einfache Zwecklösung, die zunächst so schön und einfach klingt: Gemeinbesitz an Grund und Boden, wir verstaatlichen ihn. In einem großen Raum wäre das auch nicht mehr funktionsfähig. Es ist dann auch der Vorschlag gemacht worden: man gibt den Grund und Boden zurück in den Gemeindebesitz, d. h., die Gemeinden sollen nach und nach die Grundstücke aufkaufen, notfalls enteignen und dafür eine angemessene Entschädigung zahlen. Auch diese Lösung würde nicht mehr richtig funktionieren, weil die Wirtschaft großräumig geworden ist. Bei den alten Germanen lebte jede Gemeinde für sich, dann kam Wald, ein Niemandsland sozusagen und es gab nicht das Aneinandergrenzen von Gemeinden auf des Messers Schärfe, wie wir es heute haben. Wenn wir jeder Gemeinde den Grund und Boden geben, sehen wir sofort: Die eine Gemeinde hat 100 Einwohner und viel Land, die andere Gemeinde hat 100 000 Einwohner und die sitzen aber eng zusammen. Jetzt haben die Gemeinden plötzlich Privateigentum an Grund und Boden und dadurch ein Monopol. Auch das wäre keine Lösung. Jetzt wollen wir so frech sein und den Gedanken gleich zu Ende denken. Wäre es jetzt richtig, den Staaten das Privateigentum

an dem in ihren Grenzen befindlichen Boden zu verleihen? Das ist der zweite Nachteil der Verstaatlichung: Wir haben nun Privateigentum der Staaten an ihrem Grund und Boden, mit dem Erfolg, daß die Chinesen sehr bald schreien werden: „Wir sind ein Volk ohne Raum!“ nicht wahr, „Auf nach Australien!“ oder „Nach Sibirien!“ Sibirien ist sehr dünn besiedelt; der Chruschtschow schickt schon eifrig Leute dahin, um sich eines Tages gegen diesen Druck der Chinesen zu wehren. Nicht wahr, die meinen, die Bodenfrage mit ihrer Verstaatlichung gelöst zu haben, — aber es ist keineswegs so, denn eines schönen Tages werden sich die Chinesen und die Russen in Sibirien in die Quere kommen. Das kann noch einige Jahrzehnte dauern, aber irgendwann müssen die da zu einer Lösung kommen. Rußland hat als Staat Privateigentum an seinem Boden und China auch. Man sieht: Die Erde ist ein Ganzes und die Staatsgrenzen sind für die Bodenfrage genau so willkürliche Einrichtungen wie die Gemeindegrenzen und wie die Grenzen der einzelnen Grundstücke auch. Wir müssen hier zu einer Lösung kommen, die tatsächlich eines Tages durchgeführt werden muß — ich spreche jetzt von der Ideallösung, denn man wird schrittweise vorgehen müssen, stufenweise: Erst Auflösung des Partikulareigentums, des Einzelnen zu dem der Gemeinden, dann zum Staat und von da zur ganzen Erde! Der Mensch ist mit der ganzen Erde verbunden, schon rein physiologisch. Wir essen Bananen, wir essen Apfelsinen, unsere Baumwolle stammt aus Ägypten, die eigentliche Wolle aus Australien. Wir sind also mit der ganzen Erde verbunden. Den Anteil der Grundrente, den der australische Grundbesitzer von der Schafhaltung und Wolleproduktion hat, den bezahle ich, wenn ich mir einen neuen Pullover zulege. Es geht gar nicht anders; soweit der Handel reicht, soweit muß die Lösung der Bodenfrage gehen, eines Tages. Die Dinge sind im einzelnen praktisch sehr schwierig. Man kann die Lösung auf jeder Stufe erstreben. Allerdings ist das Organisationsprinzip immer gleich. Der Nachteil, der heute im Privateigentum am Boden liegt, ist der, daß die Privateigentümer die Grundrente kassieren. Hier setzen wir zunächst einmal an: Man kann diese Bodenrente den Privateigentümern wegnehmen und man kann das Privateigentum am Boden noch bestehen lassen. Dann haben wir dem Privateigentum am Boden bereits den Zahn gezogen. Es ist keine Giftschlange mehr. Wie macht man das? Wie bringt man die Bodenrente in den Allgemeinbesitz? Das ist sehr einfach zu lösen mit einer Bodenrentensteuer als Umwandlung der heutigen Grundsteuer. Man darf dann natürlich nicht den Fehler machen, wie es heute gemacht wird: heute wird gleichzeitig das Haus mit besteuert, das auf dem Grundstück steht. Das muß man natür-

lich trennen, denn das Haus ist Kapital. Nur die reine Fläche ist der Boden. Das kann man aber in jedem Einzelfalle gut auseinanderhalten. Es kommt eben darauf an, diesen Giftzahn des Bodeneigentums zu ziehen durch eine Besteuerung. Ob diese Besteuerung zunächst einmal auf der Basis der Gemeinde, eines Bundeslandes, auf der Basis der Bundesrepublik oder auf der Basis von Europa oder schließlich der ganzen Erde eingerichtet werden kann, das ist eine Zeitfrage. —

Heinz Eckhoff: Nun besteht ja die interessante Frage, was man mit der weggesteuerten Grundrente anfängt. Wir sehen, daß, wenn man die Grundrente durch eine Grundrentensteuer abschöpft, viel Geld zusammenkäme. Wie soll man es verwenden? Und es ist hier in diesem Kreis die Frage aufgeworfen worden, die ich hier vorlegen möchte: „Würde diese Lösung im Sinne einer freiheitlichen Sozialordnung sein?“ — Wodurch steigt denn die Grundrente so enorm? Sie steigt dadurch, daß immer mehr Menschen auf der Erde leben bzw. in bestimmten Gebieten. Da steigt die Bodenrente. Nun, wäre es vielleicht richtig, wenn man die Bodenrente auch wieder an die Einzelnen verteilte? Und zwar in einer bestimmten Weise? Es gibt da verschiedene Vorschläge, von denen ich einen hier darstellen möchte. Nach diesem Vorschlag sollte man jedem jungen Menschen, der die Schule besucht, sagen wir bis zum 18. Lebensjahr, aus dieser Grundrente einen bestimmten Betrag zukommen lassen. Das kann sein, indem man ihm einen Gutschein gibt über 120,— DM oder über 150,— DM. Es kommt ja sehr viel zusammen, wenn man das einmal so überschlägt, — und er hätte nun die Berechtigung, diesen Gutschein abzugeben bei einer Schule, von der er glaubt, daß dort das pädagogische System gehandhabt wird, das ihm bzw. seinen Eltern gemäß erscheint. Dadurch kämen die Schulen in einen gesunden Leistungswettbewerb untereinander. Sie würden nicht mehr vom Staate bezahlt, sondern jeder einzelne junge Mensch könnte aus dem ihm zustehenden Anteil an der Bodenrente die Schule und auch die Universität bezahlen. Würde man meinen, daß eine solche Lösung innerhalb einer freiheitlichen Ordnung als sozialer Gesamtkonzeption möglich wäre?

Eckhard Behrens: Ich würde einer solchen Lösung nur zustimmen als Übergangslösung, solange die Finanzierung des kulturellen Lebens noch auf solche Zwangsmaßnahmen angewiesen ist. — Nun haben wir also vermittels der Staatsgewalt die Grundrente zusammengefaßt. Jetzt müssen wir uns sehr überlegen, wie wir sie verteilen. Unter den jetzigen Umständen ist es ganz klar, daß auf rein

freiwilliger Basis das kulturelle Leben nicht ausreichend finanziert würde. Das hängt eben ab von der Lösung der Geldfrage. Deshalb würde ich einer solchen Übergangslösung durchaus zustimmen. Ich will aber die idealtypische Lösung ganz kurz erwähnen: Sie ist sehr einfach. Man sollte, soweit die Lösung der Bodenfrage jeweils reicht, — wenn z. B. der gemeinsame Topf für die Sammlung der Bodenrente bei der Gemeinde ist —, jedem Gemeindeglied den gleichen Anteil aus diesem Topf geben. Dann kann sich nämlich theoretisch und auch praktisch jedes Gemeindeglied von diesem Geld, welches es da bekommt, ein Grundstück pachten, das genau so wertvoll ist wie die Grundstücke, die sich von diesem Geld alle anderen mieten können. Nun haben wir die Grundrente in einen Kreislauf hineingebracht und wir haben den Effekt wieder erzielt, den die alten Germanen bereits hatten mit ihrer Bodenlösung, daß nämlich innerhalb der Gemeinde jeder Familie periodisch Grundstücke zugeteilt wurden gemäß der Kopfzahl. Es bekam also — das war die Idee, die dahintersteckte —, jeder Mensch ein gleich wertvolles Stück Land. Wenn der Boden besser war, war es etwas kleiner, bei schlechterem Boden war es etwas größer, aber immer gleich wertvoll. In dieser Art und Weise muß man sich das denken. Jedes Grundstück war gleich wertvoll. Ob heute der Empfänger des Grundrentenanteils das Geld nun zum Mieten eines Grundstückes ausgibt, um darauf zu wohnen, oder ob er von diesem Gelde gut lebt und sich mit einer kleinen Wohnung begnügt und dafür andere mehr arbeiten und aus ihrem sonstigen Einkommen noch Teile verwenden, um sich ein größeres Stück Land zu leisten, das bleibt einem jeden dann völlig selbst überlassen. Es gibt da gar keine starre Regelung, das ergibt sich ganz organisch für den einzelnen Fall. Wenn dann diese Lösung für die ganze Bundesrepublik eingeführt würde, bekäme jeder Bundesbürger den gleichen Anteil. Und wenn es tatsächlich einmal dazu käme, in ganz Europa — oder so weit der Handel reicht, um die ganze Welt herum — eine solche Lösung zu haben, dann würde eben jeder Weltbürger gleichviel Bodenrente aus dem gemeinsamen Topf beziehen, in den die Bodenrente hineinfließt und könnte dafür sozusagen kostenlos auf der Erde wohnen. Um es nochmals herauszustreichen: Wer heute nicht Bodeneigentümer ist, der muß arbeiten, um irgendwo auf der Erde wohnen zu dürfen. Das fällt dann weg. Jeder Erdenbürger bekommt so viel, daß er ein gleich wertvolles Stück Boden sich mieten kann, wie jeder andere Erdenbürger auch. Da hätten wir das alte germanische Prinzip durchschlagend verwirklicht mit modernen Methoden.

Heinz Eckhoff: Es ist sehr schön, was sie in der Kürze gebracht haben.

Diether Vogel: Daß diese Lösung keine utopistische ist, beweist die Gemeinde Korntal hier in der Nachbarschaft von Stuttgart, die bis vor kurzem — oder hat sie sie noch heute? — diese Lösung hatte. Es gibt da ein interessantes Buch darüber. Am Ende des Jahres bekam jeder Bürger, nachdem die Gemeinde von der eingegangenen Bodenrente ihre Ausgaben bestritten hatte, einen gleichgroßen Anteil des Überschusses ausgezahlt.

Heinz Eckhoff: Es kommt nun der vollständige Markt, aber vorher wollen wir doch noch auf das Geldmonopol eingehen. Darüber hatten wir gestern schon ausführlich gesprochen, aber es sind noch einige Fragen offen.

Eckhard Behrens: Die Notenbank manipuliert heute monopolistisch den Zins am Geldmarkt auf dem Weg über den Diskont, das heißt den kurzfristigen Zins. Der Diskont bestimmt den Zins für kurzfristige Darlehen, für Darlehen über drei Monate. Man hat heute den ganzen Geldmarkt für kurzfristige Darlehen so organisiert, daß die Notenbank ein Monopol hat. Auf andere Weise ist bei dem heutigen Geldsystem die Geldwertstabilität überhaupt nicht aufrecht zu erhalten. In früheren Zeiten bekam irgendeine private Bank vom Staat ein Privileg verliehen, daß sie Noten drucken durfte. Und je mehr Noten sie druckte, um so mehr Gewinn hatte sie. Das waren herrlich chaotische Zustände! Man muß sich darüber im klaren sein, daß man heute die Marktwirtschaft dadurch einigermaßen am Leben, d. h. funktionsfähig erhält. — Es ist zwölf Jahre lang ganz gut gelungen, indem man auf dem Geldmarkt ein Monopol einrichtete und diese zentrale Stelle der Wirtschaft monopolistisch organisierte. Wir sind darauf angewiesen, daß 1. die Notenbank vernünftig ist und daß sie 2. gutwillig ist. Daß sie also weiß, was sie tut und nicht über das Wesen des Geldes falsche und überholte Vorstellungen hat — und über die Folgen ihrer Maßnahmen. Daß sie gutwillig ist, heißt, daß sie nicht irgendwelche Sonderinteressen bestimmter Interessengruppen unterstützt oder verfolgt. Das sind eigentlich selbstverständliche Grundsätze. In diesem Zusammenhang ist wichtig, daß die Notenbank heute kein privates Unternehmen mehr ist. Sie hat keine Gewinninteressen. Die Notenbank ist eine staatliche Institution, sie gehört dem Bund und durch ein Gesetz ist ihr die Unabhängigkeit so weit wie möglich gesichert, so daß sie, wie ein Gericht, nach eigener Einsicht frei entscheiden kann. Die Leute, die dort die Entscheidungen fällen, sind persönlich unabhängig, so daß auch Wählerinteressen und Wahlgeschenke bei der Notenbank keine Rolle spielen. Davor ist man heute einigermaßen gesichert.

Heinz Eckhoff: Nun haben wir noch einmal auf die beiden Primärmonopole einen Blick geworfen, auf Grund und Boden einerseits und auf der anderen Seite auf das Geldmonopol. Es stand ja auch noch die Frage offen: „Was versteht man unter dem vollständigen Markt?“ Das haben wir noch nicht ganz geklärt, vielleicht können wir damit unser Forumgespräch abschließen. Darf ich Sie bitten, Herr Weinbrenner?

Peter Weinbrenner: Wir haben also gesehen, daß es Möglichkeiten gibt, den Zielen und Plänen der einzelnen Wirtschaftssubjekte, der einzelnen Wirtschaftenden insofern entgegenzuwirken, als man sie davon abhält, sich mit ihren Konkurrenten zum Schaden der Konsumenten zu verständigen. Es handelt sich beim vollständigen Markt um die Verwirklichung des Prinzips der Koordination als des Miteinander und Nebeneinander der unendlich vielen einzelnen subjektiven Wirtschaftspläne. In dem Augenblick, wo dies dem einen oder dem anderen mittels eines Kartells unmöglich gemacht wird, herrscht nicht mehr das Prinzip der Koordination, sondern der Subordination, der Benachteiligung des einen durch eine Machtstellung des anderen — die Kartelle herrschen über den Verbraucher, er ist in den meisten Fällen der Leidtragende. Er wird dadurch unfrei, er kann sich nicht mehr aus einer Vielzahl in Wettbewerb stehender Produzenten den für ihn günstigsten aussuchen.

Eckhard Behrens: Darf ich kurz über die Konkurrenz noch etwas sagen? Das Wort „Konkurrenz“ ist sehr belastet, dadurch, daß die Kartelle dann doch nicht zusammenhielten, obwohl nur wenige Firmen einer Branche im Markt vorhanden waren. Wenn da ein junger Mann dabei war, der sich sagte: Ich könnte hier viel mehr verdienen, die zwingen mir Quoten auf, jetzt mache ich die Sache einmal anders: mit gezielten „Preiskämpfen“ mit dunklen Kampfmethoden und verleumdender Werbung, indem er die Produkte der anderen herabsetzt, so etwa, wie wir es gestern abend vom König Philipp dem Schönen von Frankreich gehört haben. Es gibt da tausenderlei Usancen. Diese wüsten Kampfmethoden haben den Wettbewerb einfach diffamiert! Dieser unvollständige Markt, wo nur wenige Anbieter sind, weil etwa eine hohe Zollmauer um ihn herum ist, so daß der ausländische Wettbewerb nicht hinein kann, — dieser unvollkommene Markt führt ganz notwendig zu solchen Kampfmethoden, deren Arsenal unglaublich groß ist. Man staunt immer wieder darüber. Vom vollkommenen Markt muß man sich ein anderes Bild machen. Man darf nicht auf nur wenige Unternehmer schauen. Solche Märkte sind ungesunde Märkte. Der ge-

sunde Fall ist der, daß sehr viele Anbieter vorhanden sind. Sie wissen z. B., daß die Bauern, die sehr zahlreich sind, sehr gut miteinander auskommen. Sie haben keine Verträge miteinander. Sie empfehlen sogar einander den Händler, bei dem man den höchsten Preis erzielt. Wenn dagegen nur fünf Konkurrenten auftreten, wie z. B. bei der Autoindustrie, da geht nicht Mercedes-Benz zu VW und sagt: „Hört mal, in Amerika, da ist ein wunderbarer Markt, da kann man Autos verkaufen, die gehen nur so weg!“ So etwas kommt niemals vor, denn zwischen denen herrscht das, was fälschlicherweise als Konkurrenz bezeichnet wird, nämlich wüster Faustkampf. Zwischen den Bauern im Dorf besteht auch Wettbewerb. Wer z. B. mit ungeheuren Kosten produziert, der kann nicht damit rechnen, einen höheren Preis zu erhalten, der Preis ist für alle gleich, und wenn die Kosten für alle sinken, dann sinkt sofort der Preis hinterher. Es besteht hier aber nicht ein Gegeneinander, sondern ein Miteinander und das ist eigentlich das, was auch das lateinische Wort besagt: Konkurrerieren heißt zusammenlaufen auf dem Markt, aber nicht ein Gegeneinander. Der richtige Markt ist ja organisiert auf der Basis des Rechts. Das ist hier etwas, wie die Spielregel beim sportlichen Wettkampf. Genauso muß der Wettbewerb auf dem Markt eine Regel haben. Es ist nicht zulässig, daß z. B. beim Wettlauf einer dadurch der erste wird, daß er sich nicht anstrengt mit Laufen, sondern dem andern ein Bein stellt. Das ist in der Wirtschaft der wüste Konkurrenzkampf. Da werden jetzt Regeln aufgestellt, die das verbieten. Wer so etwas macht, bekommt eine Strafe aufgedonnert, beim Wettlauf wird er disqualifiziert, in der Wirtschaft kommt er aus dem Markt heraus. Den unqualifizierten wüsten Konkurrenzkampf kann man tatsächlich verhindern. Man muß ein Nebeneinander der einzelnen Produzenten erzielen (Wettlauf) und dieses Gegeneinander (Faustkampf) ausschalten. Da ist noch eine sehr typische Sache — das möchte ich doch noch erwähnen, denn es hat mit der Interdependenz der Ordnungsformen zu tun. Wo wirtschaftliche Macht vorhanden ist, da wird diese Macht verbrämt durch schöne Worte; und man kann gerade an diesem Beispiel sehr gut erkennen, was es im Geistesleben zur Folge haben würde, wenn man das Geistesleben von der staatlichen Macht befreite. Die staatliche Macht verbreitet auch solche Ideologien, nämlich die, daß ihre Schulen ausgezeichnet seien und daß man es überhaupt nicht besser machen könnte, als die Staatsschulen es machen. Der Staat macht es genauso, wie die Kartelle: „Wir brauchen die deutsche Kohle, es geht nicht ohne deutsche Kohle! Um das Volk zu beeinflussen, wird alles mögliche erzählt: Der „wüste Konkurrenzkampf!“, die „Sorge für die Belegschaft!“ usw. Das erzählt man Schauernmärchen, wie

schlimm das sei. Darauf darf man sich gar nicht einlassen, man darf sich davon nicht blenden lassen. Das sind ganz gezielte psychologische Maßnahmen, um die Kartelle zu rechtfertigen. Diese Moral der Kartellmitglieder ist Räuberbandenmoral, nichts anderes!

Wenn wir das Geistesleben befreien, müssen wir sicherstellen, daß in ihm keine solchen Machtinstitutionen entstehen. Dann würden nämlich statt der Wahrheit Ideologien verbreitet. Ein ganz krasses Beispiel hierfür liefert heute die Sowjetunion. Wo der Staat so viel Macht im Bildungswesen hat — viel mehr Macht als bei uns —, kann er eine Ideologie zum Evangelium machen, das jedermann akzeptieren muß. Das wird mit staatlicher Gewalt durchgesetzt gegen jeden; jeder muß ihn anerkennen, den Marxismus-Leninismus. Solche Verhältnisse drohen aber auch, wenn man den Staat aus dem Geistesleben eliminiert, ohne dafür zu sorgen, daß nicht andere Machtinstitute an seine Stelle treten. Man könnte sich denken, daß ein industrieller Verband sagt: „Jetzt werden wir der große Mäzen; wir machen Stiftungen für Schulen; jetzt finanzieren wir das Schulwesen!“ Die Gewerkschaften werden nicht faul sein; die Gewerkschaften sind sehr, sehr reich, sie haben eigene Banken, eigene Fabriken. Man muß sich darüber im klaren sein, daß sie etwas Ähnliches versuchen würden; die Tendenz und die Gefahr besteht durchaus, daß auch auf dem Gebiete des Bildungswesens Kartelle und andere Machtpositionen entstehen würden. Es würde in den unterstützten Schulen verkündet: „Kartelle sind eine wunderschöne Sache.“ Dies als Beispiel! — Und das würde den Kindern schon in der Schule eingetrichtert werden. Alles unter dem Deckmantel von moralischen Begründungen! Entsprechend würden es die Gewerkschaften machen mit den umgekehrten moralischen Begründungen. Man stelle sich diese Katastrophe vor. Ein einfaches, bloßes Herauswerfen des Staates aus dem Bildungswesen tut es also nicht, bei der Befreiung des Bildungswesens. —

Heinz Eckhoff: Schönen Dank, Herr Behrens! Wir haben damit die Fragen, die wir noch über den Markt hatten, abgerundet und zugleich übergeleitet zum kulturellen Leben. Wir möchten in den drei Minuten, die uns jetzt noch bleiben, noch einer anderen Frage nachgehen. Wir haben gestern schon davon gesprochen, wie eigentlich diese Dinge verwirklicht werden können. Ich möchte die Frage stellen: „Wo finden wir heute Ansatzpunkte der Verwirklichung der Ideen, die hier vorgetragen wurden. Wir haben ja gestern schon zum Ausdruck gebracht, daß die freiheitliche Ordnung von Kultur, Staat und Wirtschaft im wesentlichen ein Rechtskomplex — und ihre Verwirklichung somit ein Rechtsproblem ist. Gibt es nun in unserer

Verfassung Ansatzpunkte, um solche Ideen einerseits im Bildungs-
wesen und andererseits im Wirtschaftsleben zu verwirklichen? Viel-
leicht könnten wir ganz kurz als Ausklang konkret an die heutige
politische Situation anknüpfen. Darf ich Sie, Herr Dr. Vogel, darum
bitten?

Heinz-Hartmut Vogel: Ich finde es sehr wichtig, was Herr
Eckhoff eben noch anregt, daß wir dazu noch ganz kurz etwas sagen.
Diese Arbeit unseres Seminars ist ja in erster Linie eine Erkennt-
nisarbeit. Das haben Sie sicher gemerkt. Wir alle ringen um Ge-
danken und Erkenntnisse darüber, wie das soziale Leben im Sinne
des freien Menschen geordnet sein muß. Heute und in diesen Tagen
hatten wir ja nun im Besonderen uns die Frage gestellt, wie die
Wirtschaftsordnung beschaffen sein muß, damit der Mensch nicht in
Abhängigkeiten gerät, daß seine Würde gewahrt bleibt, die wir ja darin
verstehen, daß er seine Entscheidungen autonom trifft, — seine Ent-
scheidungen wirtschaftlicher und kultureller Art. Darüber haben wir
gesprochen. Es wird aber doch darüber hinaus wichtig sein, daß
diese Gedanken, so sehr sie noch in der Entwicklung sind, auch be-
ginnen fruchtbar zu werden, denn unsere Zeit eilt dahin. Wir leben
eigentlich bereits hinter der Entwicklung. „Die Zukunft hat schon
begonnen!“ Wir haben keine Zeit zu verlieren. Wir dürfen es also
nicht so machen, daß wir hier intra muros die schönsten Ideen ent-
wickeln und die Welt geht indessen ihren Gang. Deshalb bemühen
wir uns, Ansatzpunkte zu finden, um diese Erkenntnisse in der heu-
tigen Zeit zu realisieren. In Bezug auf die Wirtschaftsordnung gibt
es ja schon Ansätze, durch die versucht wird, eine solche Ordnung
allmählich einzurichten, daß der Mensch, der freie Mensch, zur
vollen Entfaltung kommt. Daß das, was im Bonner Grundgesetz ja
versprochen ist, im Art. 2 — das Recht auf die freie Entfaltung der
Persönlichkeit —, daß das auch real wird. Hier vorne auf dem Bücher-
tisch liegt eine Schrift: „Wirtschaftsordnung und Menschen-
bild“, die ich Ihnen sehr empfehle. Sie enthält einen Aufsatz von
Professor Nipperdey. Nipperdey ist Präsident des Bundes-
arbeitsgerichtes. Er hat nachgewiesen, daß, obwohl unser Grund-
gesetz über die Wirtschaftsordnung im einzelnen nichts enthält, es
in Bezug auf die Wirtschaft trotzdem nicht ordnungsneutral ist. Das
Grundgesetz ist nicht ordnungsneutral, sondern es postuliert die Frei-
heit der Persönlichkeit! Wir haben ja hier versucht darzustellen
— es ist uns mehr oder weniger gelungen —, die Freiheit als das
ordnende Prinzip im sozialen Leben zu erkennen. Die Freiheit be-
deutet nicht Willkür und Chaos. — So hat Nipperdey nachgewiesen,
daß das Bundesverfassungsgericht in allen seinen wirtschaftsrecht-
lichen Entscheidungen im Sinne der Grundrechte entschieden hat,

nämlich im Sinne der freiheitlichen Ordnung. Das ist hochinteressant und wichtig! Das müssen Sie nachlesen. Nun besteht da eine Paradoxie. Wenn Sie das Grundgesetz vornehmen und lesen die 19 Grundrechtsartikel durch, dann sind Sie überrascht darüber, was das Grundgesetz macht. Über die Wirtschaftsordnung steht gar nichts darin und gerade die Wirtschaft ist heute in relativ freiheitlicher Weise gestaltet — mit diesen Einschränkungen allerdings, über die wir hier ausführlich gesprochen haben. Wir haben z. B. nicht den vollständigen freien Markt, sondern noch Machtgruppen darin, die auszuschalten wären, wie wir es angedeutet haben. — Wir haben im Grundgesetz aber eine Summe von minutiös dargestellten geistigen Freiheitsrechten! Lesen Sie das einmal durch! Es ist erstaunlich! In der Realität haben wir aber im Bildungswesen das Zentralmonopol des Staates. Im Grundgesetz haben wir also eine bis ins einzelne gehende Beschreibung der Freiheitsrechte des Menschen auf kulturellem Gebiet — und in der Wirklichkeit haben wir ein mächtiges Bildungsmonopol des Staates. Das ist aber bereits von bedeutenden Persönlichkeiten erkannt. Es ist nicht so, daß das verborgen geblieben wäre. Es gibt eine ganze Reihe wichtiger Persönlichkeiten, sogar Persönlichkeiten, die an der Stelle sitzen, wo die Dinge entschieden werden, die das durchaus wissen und die sagen: „Ja, warum laßt ihr euch das denn gefallen?; warum laßt ihr euch denn das Erziehungsmonopol gefallen? Warum laßt ihr Eltern euch denn vorschreiben, wie der Staat eure Kinder erzieht? Laßt das doch nicht zu!“ Also diese Dinge werden allmählich bekannt, und es liegt die Aufgabe vor uns, wie es Nipperdey jetzt für das Wirtschaftsleben in seiner Art tut. Wir müssen helfen, das zu ergänzen und zu entwickeln durch wissenschaftliche Arbeiten; etwas Ähnliches jetzt auch für die Kulturordnung zu leisten. Mit unseren bescheidenen Möglichkeiten wollen wir das tun. Es sind auch starke Bundesgenossen da, die beginnen, über dieselbe Frage nachzudenken, und die vor allem darüber nachdenken, daß der Gesamtordnungsgedanke einer freiheitlichen Ordnung nur dann realisiert werden kann, wenn wir dieses mächtige Bildungsmonopol auflösen, — allerdings mit allen Kriterien, wie es eben von Herrn Behrens dargestellt worden ist, nämlich, daß nicht neue Interessentenmonopole, Bildungs-Interessentenmonopole entstehen. Wie Sie sehen, handelt es sich darum, eine Wissenschaft zu entwickeln, die nicht so einfach ist, daß man sagen könnte: befreien wir einfach das Geistesleben, dann ist das alles in Ordnung. Da müssen sehr eingehende Überlegungen angestellt werden; es muß wirklich eine Ordnung des Bildungswesens entwickelt werden, ähnlich, wie es auf wirtschaftlichem Gebiet ebenfalls notwendig ist. Sie ist nicht etwa einfach da. Auf diesem

Gebiet wird also auch von den Freunden des Seminars für freiheitliche Ordnung gearbeitet. Ich wollte das nur erwähnen, daß Sie sehen: Diese Ideen hängen nicht im luftleeren Raum, sondern es wird an ihrer Konkretisierung gearbeitet. Es hat sich die Gesellschaft zur Förderung eines freien, öffentlichen Schul- und Hochschulwesens^{*)} gebildet, die sich die Aufgabe stellt, die Rechtsformen des Bildungswesens im Sinne der freiheitlichen Ordnung von Kultur, Staat und Wirtschaft zu entwickeln, und sie in der Welt politisch zu vertreten. Das ist wichtig! Nicht daß wir uns hier intern so schön einig sind über alles Mögliche; nein, daß die Welt erfährt von der Notwendigkeit der Befreiung des Bildungswesens und wir ihr die Ordnungsformen auch gleichzeitig anbieten, denn sofort kommen die Gegner und sagen: „Wir leben in der Massengesellschaft, das muß so sein; — die vielen Kinder zu erziehen, das geht ja gar nicht anders, als daß der Staat das macht.“ Wir müssen sofort die praktischen Lösungen anbieten, die in unser Ordnungsbild einer freiheitlichen Gesamtordnung hinein passen.

^{*)} e. V., Sitz: Heidenheim/Brenz, Brucknerstr. 1.

Seminar für freie Ordnung der Wirtschaft, des Staates und der Kultur

10. Tagung

vom 1. bis 9. Aug. 1961 in Hard (Bodensee) b. Bregenz (Vorarlberg)

Die Sozialordnung als Organ der Freiheit

Das Seminar lädt Sie ein, an seiner 10. Tagung teilzunehmen, die **vom 1.—9. August 1961 in Hard/Bodensee, 5 km von Bregenz (Vorarlberg)** stattfindet. Hard liegt in der Nähe der Rheinmündung, an der „Dreiländerecke“, wo Österreich, die Schweiz und Deutschland sich berühren: (Es ist der Wohnort unseres Freundes **Otto Valentin**, Verfasser des bedeutenden Buches: „Die Überwindung des Totalitarismus“, Maier-Verlag Dornbirn).

Es soll auf dieser Tagung nicht so sehr Elementar- und Spezialwissen vermittelt werden; das Wissen soll, wie es **Werner Schmid** einmal aussprach, als „Turngerät“ zum Erüben der universellen Erkenntnis- und Arbeitsmethode dienen. — Es soll ein Einblick gewährt werden in die große, vieltätige und farbige Welt der Freiheit und ihrer Ordnung. *)

PROGRAMM (Änderungen vorbehalten)

Es sprechen in den Hauptvorträgen u. a.:

Prof. Dr. Margreiter,
Innsbruck:

Über die Freiheit

Redakteur
Friedrich Salzmann, Bern:

*Können unsere Schulen mehr tun für die
staatspolitische Bildung?*

Altnationalrat
Werner Schmid, Zürich:

*Die Schweizer Demokratie -
zum 1. August, dem Nationalfeiertag der Eidgenossenschaft*

Prof. Dr. Paul Diehl,
München:

Otto Lautenbach

Dr. Heinz-Hartmut Vogel,
Heidenheim/Brenz,

Vorsitzender der Gesellschaft
zur Förderung eines freien,
öffentlichen Schulwesens.

*Das Menschenbild als Inhalt der naturrechtlichen
Forderung nach kultureller Freiheit*

Dr. Lothar Vogel, Ulm
Herausgeber der Schriftenreihe
„Fragen der Freiheit“

*Die freie Gesamtordnung des Wirtschafts-,
des Rechts- und des Kulturlebens*

**Es wirken außerdem mit
aus Deutschland:**

Eckhard Behrens, Frankfurt/M.; Heinz Eckhoff, Heidenheim;
Irene Lauer, Marburg/Lahn; Andreas Papendieck, Tübingen;
Fritz Penserot, Kirn/Nahe; Herbert Spies, Heidenheim;
Diether Vogel, Bad Kreuznach; Peter Weinbrenner, Nürnberg.
Alois Dorfner, Linz/Donau; Julius Kronegger, Dorn-
birn/Vorarlberg.

aus Österreich:

*) Vgl. auch die Einladung des Seminars in Folge 21 „Fragen der Freiheit“

Dienstag, 1. August 1961
15.30-17.30 Uhr

Eröffnung, Vorbesprechung, Einleitungsreferat.

Mittwoch, 2. bis
Dienstag, 8. August
9.00-10.30 Uhr

Kurs: Die Kulturordnung

Wesen und Ursachen des kulturellen Reichtums der Nationen bedürfen ebenso sehr einer gründlichen Untersuchung, wie die des wirtschaftlichen Reichtums sie seit 200 Jahren erfahren. Die Verbesserung der Wirtschaftsordnung aufgrund der wissenschaftlichen Erkenntnisse führte zu einer ungeahnten Steigerung ihrer Produktivität. – Das Unbehagen an der kulturellen Entwicklung hat reale Gründe: **Die Kulturordnung ist nicht genügend funktionsfähig**, sie ist unterentwickelt im Vergleich zur Wirtschaftsordnung, weil sie im Gegensatz zu dieser in den letzten 150 Jahren nicht entscheidend verbessert worden ist.

Mittwoch, 2. bis
Dienstag, 8. August
11.00-12.30 Uhr
12.30-15.30 Uhr

Kurs: Grundprobleme der Wirtschaftsordnung

Marktwirtschaft; Planwirtschaft; Geldwertstabilität; Dauer-vollbeschäftigung; – evtl. parallel dazu Kurs über ausgewählte Einzelfragen der Währungsordnung.

Mittagspause die zur Ermöglichung von Einzelgesprächen – auch mit Referenten – besonders lange gehalten ist.

Mittwoch, 2. bis
Freitag, 4. August
15.30-17.30 Uhr

Kurs: Partnerschaft von Kapital und Arbeit

Die Neuordnung des Produktionsfaktors Kapital erzwingt nicht nur eine Neuordnung des Produktionsfaktors Boden, sondern auch des Produktionsfaktors Arbeit! Bei Dauer-vollbeschäftigung wird die auf dem Lohnverhältnis beruhende Betriebsverfassung funktionsunfähig. Die alte Forderung „Arbeitskraft darf nicht Ware sein“ wird durch die Abschaffung des Lohnverhältnisses, das einen produktivitäts-hemmenden Interessengegensatz von Kapital und Arbeit beinhaltet, zugunsten ihrer Partnerschaft – mit gleich-gerichteten Interessen – erfüllt.

Sonabend, 5. bis
Dienstag, 8. August
15.30-17.30 Uhr

Kurs: Bodenordnung und Marktwirtschaft

Wo liegt die Grenze zwischen Stadt- und Landesplanung und einer staatlichen Standortplanung, die aus einer Marktwirtschaft eine schlechtfunktionierende und ungerechte Privilegienwirtschaft machte? Die heutige Bodenordnung befindet sich längst auf diesem Abweg. Geben die Boden-reformvorschläge eine befriedigende Antwort?

17.30-19.30 Uhr
19.30-21.30 Uhr

Abendpause

Abendvorträge

Mittwoch, 9. August
9 Uhr

Abschlußreferat: Wo bedarf unser Bild von der sozialen Gesamtordnung noch der Vervollständigung?
(noch zu lösende Probleme) **Eckhard Behrens**

Schlußvortrag von Dr. Lothar Vogel

Abreise nach dem Mittagessen

Programmgestaltung Eckhard Behrens, Frankfurt/Main, Freiherr-v.-Steinstr. 22

Ort der Tagung: Hard (Vorarlberg/Osterreich), 5 km von Bregenz
Vorläufiges Tagungsbüro: Frau A. Valentin, Steinlache 19.

Quartiere: **Privatquartiere** in beschränkter Anzahl zu günstigen Preisen (ab S 20,—).

Übernachtungen in Gasthaus und Hotel von S 55,— an.

Bei Teilnahme mit Übernachtung in Privatquartier, Gasthaus oder Hotel ist die Anmeldung — wegen regen Reiseverkehrs — sehr rechtzeitig, möglichst jedoch bis zum 15. Juni 1961, erforderlich bei: „Fragen der Freiheit“ (H. Klingert), Bad-Kreuznach, Mannheimer Straße 60.

Zeltplätze gratis, direkt beim Tagungsort.

Weitere Zeltmöglichkeiten mit Kochgelegenheit auf mehreren Campingplätzen in und nahe bei Hard.

Darüberhinaus **weitere Schlafgelegenheit** (gratis) in eigenen Gemeinschaftszelten des Seminars. (Dann möglichst Luftmatratze, Schlafsack und Decken mitbringen.)

Verpflegung: Die Mahlzeiten können preiswert im Gasthaus Feßler eingenommen werden. Es ist jedoch auch ganze oder teilweise Selbstverköstigung möglich.

Tagungsbeitrag: Der Kursbeitrag beträgt für Erwachsene 14,— DM, für Studierende und Schüler 7,— DM. Der Beitrag kann in allen berechtigten Fällen ermäßigt oder ganz erlassen werden.

Wechselkurs: DM 1,— = S 6,47 S 1,— = DM 0,15.

Personalausweis: Zur Einreise nach Österreich genügt der Personalausweis.

An einem der Abende wird Herr **Helmut Reimer**, Wuppertal, mit verteilten Rollen ein Spiel „**Kimonischer Friede**“ zur Vorlesung bringen.

Eine **Bodenseerundfahrt** ist — falls von den Teilnehmern erwünscht — vorgesehen.

Badestrand entlang der Seebucht und an der Bregenzerach bietet reichlich Gelegenheit zum Schwimmen.

Nach Beendigung der Tagung fahren einige Tagungsteilnehmer in das Hochtal **Ferwall**, nahe Arlbögen, 1500—2300 m. Herrliche unberührte Natur, wenig Fremdenverkehr, leichte Bergwanderungen, Hirten mit ihren Pferde-, Kuh- und Ziegenherden. — Die Zelte des Seminars werden mitgenommen. Wer noch Zeit und Lust hat, ist herzlich eingeladen, sich zu beteiligen. Auch hierzu ist frühzeitige Anmeldung erforderlich.

Anmeldung und Auskünfte: „Fragen der Freiheit“, H. Klingert, Bad Kreuznach, Mannheimer Straße 60.

Das Gesetz von Polarität und Steigerung angewandt in der Gemeinschaftskunde

Vortrag, gehalten von einem Schüler der 10. Klasse einer Freien Waldorfschule im Rahmen einer privaten Arbeitsgruppe von Schülern
über Gemeinschaftskunde

III*)

Das Geld

Dieses Mal soll uns das Geld beschäftigen, und wir wollen uns zuerst noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen, was die Funktion des Geldes ist: Um den Handel in schnelle und reibungslose Bahnen zu leiten, also um die Produktion leichter mit der Konsumtion zu verbinden, hat man das Geld dazwischen geschaltet, welches allein die Aufgabe hat, als Tauschmittel zu fungieren. Sobald es noch zu anderen Zwecken, z. B. als Druck- oder Machtmittel, verwandt wird, entsteht eine Störung in der Wirtschaft.

Diese Störung kann entweder inflationistisch oder deflationistisch sein.

Es gibt verschiedene Gründe, warum diese beiden Extreme in der Wirtschaft auftreten. Wie wir bereits wissen, kann die Allgemeinheit des Volkes durch Geldhortung zu wesentlichen Störungen beitragen, durch das Geldstreikmonopol, das generell das weit verbreitete und schlimme Übel ist.

Da es neben dem Gleichgewichtszustand, als Störungen nur die Deflation, also Preisverfall, oder die Inflation, die Preissteigerung, geben kann, ist auch leicht jede Krise entweder als inflationistisch oder deflationistisch zu erkennen, was das Problem insofern einfach macht, als man jeweils weiß, woran man ist, und dementsprechend handeln kann. Wie beugt man nun der Deflation und der Inflation vor? — Doch zu-

erst ist noch die Frage zu beantworten: Wo sitzt meist die Wurzel zu diesen Katastrophen?

Hier muß man wieder den Blick auf den Staat werfen, denn dieser, anstatt in der richtigen Weise den Übeln vorzubeugen, unterstützt sie oft noch, nachdem er vorher ja fast immer eine Währungspuscherei getrieben hat.

Da der Staat aber nun die einzige Instanz ist, die bei eingetretenen Krisen helfen kann, glaubt man an ihn, und das Volk weiß nicht, daß er der eigentliche Übeltäter ist, der sich dann als Retter ausgibt. —

Nun, zunächst die Inflation:

Ist die Geldentwertung einmal eingetreten, so fragt sich jeder: „Wie konnte das kommen?“ Und der Staat gibt darauf Antwort. Wenn er übermäßige Mengen Geldes druckt und in Umlauf setzt, rechnet er die dadurch eintretende Preissteigerung den Händlern als „Wucher“ an und hat so den Verdacht von sich abgewälzt. Das ist ja auch einfach, denn das Volk ist nicht in der Lage zu beurteilen, ob der Staat recht hat. Dann setzt der Staat amtliche Höchstpreise fest, d. h. für gewisse Waren darf der Preis nicht über ein bestimmtes, festgelegtes Niveau hinaussteigen. Daß dies ein großer Unsinn ist, scheint aber niemandem aufzufallen. — Doch wenn bei einer Inflation, bei der ja die Geldmenge vergrößert wird, bestimmte Güter der dauernd steigenden Preisebene

*) Teil I und II siehe „Fragen der Freiheit“, Nr. 20 und 21. Wird fortgesetzt.

nicht angepaßt werden dürfen, dann bedeutet dies natürlich einen großen Verlust für deren Verkäufer. Der Erfolg dieses Vorganges ist, daß dieser sich von der bestimmten Ware, die ja nichts mehr einbringt, zurückzieht und die betreffende Ware schließlich nicht mehr angeboten wird. Dieser Mangel einer Ware ist natürlich noch schlimmer, als wenn ihr Preis steigt, denn jeder bezahlt für eine Ware lieber mehr Geld, als daß er sie überhaupt nicht bekommt.

Ein gutes Beispiel dafür ist die Wohnungszwangswirtschaft nach den beiden Weltkriegen: Der Staat hat in diesen Inflationen die Höchstpreise für Wohnungen festgelegt, damit jedermann eine bekommen kann und sie nicht zu teuer werden. Es blieb natürlich nicht aus, daß die Wohnungen, — deren Mieten eine gewisse Grenze nicht überschreiten durften, während alles andere im Preis stieg, — die Unterhaltungskosten nicht mehr einbrachten, geschweige denn, dem Besitzer sein Einkommen sicherten.

So wurden die Wohnungen vernachlässigt, neue wurden erst recht nicht gebaut, denn wer steckt sein Geld in Objekte, die ihm nichts einbringen? Der Effekt war eine große Wohnungsnot, und unser heutiger Wohnungsmangel beruht zum Teil noch auf den unsinnigen Höchstpreisen auf dem Wohnungsmarkt während und nach den Inflationen (zum anderen Teil auf Monopolen, die Neubauten knapp halten). — Auch heute bekommt man noch entweder nur sehr schlechte Altbauwohnungen oder einen teuren, aber dünnwandigen Neubau, wenn man Glück hat. — Etwas besseres, als diese planwirtschaftlichen Methoden, ist den Maßgebenden noch nicht eingefallen.

Darüber hinaus lachen sich bei einer Inflation auch die Schuldner eins ins Fäustchen, weil sie ja nicht mehr den gesamten Wert zurückzahlen brauchen, sondern den oft tausend-

fach niedriger gewordenen Wert, je nachdem, wie die Inflation ausartet. Nun die Deflation, der Geldmangel:

Damit ist die Deflation eigentlich schon richtig charakterisiert, wogegen der Staat behauptet, daß es sich um eine „Überproduktion“ handle.

Das erste, was er macht ist, daß er alle ausländischen Arbeitskräfte (und das ist stets eine beträchtliche Anzahl) zwangsweise entläßt, sodaß die Krise der Arbeitslosigkeit auch noch auf die Nachbarvölker übergreift.

Aber noch Schlimmeres wird da getrieben: Man vernichtet ganze Ernten, schüttet Schiffsladungen Korn ins Meer oder heizt Lokomotiven damit, weil ja angeblich eine „Überproduktion“ herrscht.

Roosevelt hat da den Vogel abgeschossen, als er den Farmern für die Vernichtung von Baumwollenernten Steuervergünstigungen gab. — Aber all diese „Schutzmaßnahmen“ ändern nichts daran, daß trotz der scheinbaren Überproduktion die Menschen meist ohne genügende Nahrung lebten, daß in Wirklichkeit also eine Unterkonsumtion herrschte. Denn die Wurzel des Übels liegt keinesfalls in einem Zuviel an Waren, — nein, es fehlt ganz einfach an Geld.

Wie kann man glauben, die Waren könnten überhandnehmen, denn

1. wird kein Produzent so unsinnig produzieren, daß er nachher auf seinen Waren sitzen bleibt und er wird sie vor allen Dingen nicht ohne Nachfrage herstellen und

2. wenn die Leute Geld hätten, möchte ich denjenigen sehen, der es nicht zur Befriedigung seiner Bedürfnisse (die außerdem unbegrenzt sind) ausgäbe. Aber hier ist eben der springende Punkt, man hat zu wenig Geld, das den Tausch dieser Güter erst ermöglicht, in die Wirtschaft geleitet. Es geht nicht, die Krisen von der Produktionsseite her anzugehen, wie es die Planwirtschaftler tun. In die-

sen planwirtschaftlichen Eingriffen vor und in den Krisen liegt nun eine sehr große Gefahr für den sozialen Organismus. Denn durch den Eingriff bei Deflation oder Inflation auf der Produktionsseite wird die Krise nicht behoben.

Und wenn das Volk durch dauernde Währungspuschereien völlig demoralisiert ist, braucht der Staat nur „schützend“ seine Arme auszubreiten. Nur der Staat scheint dann noch Sicherheit geben zu können. Der Schein trügt aber, denn es ist dann nur noch ein kollektiver Sozialismus, für den die Freiheit des Einzelnen geopfert wird.

So kann also durch die falsche Handhabung der Wirtschaftsgesetze ein ungeheures Unglück über die Menschen gebracht werden, das dann nicht mehr nur seine physische Existenz bedroht, sondern auch sein Ich, seine Persönlichkeit skrupellosen Mächten in die Hände spielt.

Deflationen oder Inflationen sind also niemals von der Produktionsseite her zu bekämpfen; somit bleibt nur der einzig richtige und auch einfachste Weg von der Geldseite her übrig, weil ein Eingriff in die Konsumtion natürlich dieselben Zwangsverhältnisse bringt, wie die Eingriffe auf der Produktionsseite.

Es ist bezeichnenderweise aber bis 1948 nie eine Krise durch richtige Manipulation mit dem Geld angegangen worden.

Richtig müßte es so sein, daß Krisen erst überhaupt nicht auftreten können.

Ist das möglich? Man kann hier ruhig mit einem festen Ja antworten. Es gibt einen Weg, ein immerwährendes Gleichgewicht in der Wirtschaft zu halten, und zwar geschieht das auf folgende Art:

Wenn man sich überlegt, daß die Produktionsseite nicht reglementiert werden darf und sie ja auch normalerweise durch die Nachfrage bestimmt ist und somit mit ihr immer im gleichen Verhältnis steht, dann

liegt es eigentlich auf der Hand, daß man das vermittelnde Geld immer nur den gegebenen Verhältnissen der Produktion — und damit auch der Nachfrage — anzupassen braucht und alles ist bestens geregelt. Sehr einfach! — Es ist ja auch das Nahe-liegendste! Praktisch durchgeführt wird das so, daß das Notenumissionsamt dauernd den Gesamtdurchschnittspreis (Preisindex) kontrolliert — und wenn dieser sich ändert, so ist das ein Zeichen, daß eine Krise im Anzuge ist und dementsprechend kann das Geld zurückgehalten werden, wenn das Warenangebot sinkt, oder Geld in Umlauf gegeben werden, wenn das Warenangebot steigt.

Allerdings sind, um den Preisindex immer auf gleicher Höhe zu halten, einige Voraussetzungen nötig: Zuerst der freie Wettbewerb, ohne den die Konsumtion ja nie ins richtige Verhältnis zur Produktion kommen kann — und dann ein Geld, das dauernd in Umlauf ist; denn wenn irgendwo in Sparstrümpfen durch das Geldstreikmonopol Geld verschwindet, muß das Emissionsamt ja neues Geld hinzufügen, woraus sich wieder eine Inflation bilden könnte.

Jetzt könnte aber jemand sagen, der Preisindex würde dauernd schwanken, weil es in den einzelnen Branchen immer Teilkrisen gibt. Richtig! Aber das ist nicht von Bedeutung. Es ist nur insofern wichtig, als die Teilkrisen durch die nicht vorhandene Nachfrage nach nicht mehr zeitgemäßen Gütern bedingt werden, wo durch sie Regulatoren der Wirtschaft sind; — aber auf der anderen Seite steigt dann die Nachfrage nach Produktionen auf einem anderen Gebiete, so daß der Index doch stabil bleibt.

Die Preisebene muß also immer auf einer bestimmten, gleichbleibenden Höhe sein. Sie darf weder absinken noch steigen.

Es kann also ohne Zögern gesagt werden, daß die Ursachen aller Wirt-

schaftskrisen auf der Geldseite liegen.

Und folglich kann auch die Auflösung der sozialen Mißstände wirtschaftlicher Art nur von der Geldseite aus erfolgen.

Ein weiteres Problem muß noch aufgezeigt werden:

Nehmen wir an, die Bedingung des freien Wettbewerbs sei erfüllt, die Kräfte der Wirtschaft könnten sich entfalten. Demnach würde, dem Bedürfnis (der Nachfrage) gerecht werdend, das Warenangebot ständig wachsen, die Sachgüter sich ständig vermehren. Dadurch würde auch *Vollbeschäftigung* herrschen. Diese Entwicklung ist gesund und richtig, aber es ist ein Haken dabei:

Damit soviel Güter erzeugt werden können, muß natürlich das genügende Geld vorhanden sein, das in Form von Investitionen, wie wir bereits wissen, in den Produktionssektor der Wirtschaft fließt.

Wenn nun durch die stetige Vermehrung der Sachgüter der Sachzins langsam sinkt, was ja auch richtig ist, werden die Kapitalbesitzer weitere Investitionen verweigern, da dadurch auch der Kapitalzins sinkt. Genauer gesagt: sobald die Zinsebene sinkt, wird schlagartig das Geld, das vorher in Sachgütern angelegt wurde, streiken. Ein Beispiel für eine Krise solcher Art bildet die amerikanische Geldwirtschaft in den 20er Jahren: Es waren durch den Krieg 1914/1918 noch beträchtliche Unregelmäßigkeiten in der Wirtschaft da und der Warenhunger in USA war groß. Um die Wirtschaft nun anzukurbeln, leitete die Regierung mehr Geld hinein. Dementsprechend stiegen natürlich Nachfrage und Produktion. Und hier waren nun sichere Gelegenheiten für günstige, einträgliche Investitionen. Also wurden Investitionen gemacht, Geld war ja genügend da! Die Produzenten konnten ihre Gütererzeugung noch weiter steigern und noch weiter auf lange

Sicht hin planen. Der Wohlstand des Volkes stieg. Nun kamen die Jahre 1929/30. Eine Kaufwelle, wie sie sich bei allgemeinem Wohlstand entwickelt, hatte die Produktion während der 20er Jahre gewaltig gesteigert. Aber, als die Geldbesitzer sahen, daß die Sachgüter, die sich so vermehrt hatten, so daß sie nicht mehr viel Zins einbrachten, keine gute Kapitalanlage waren, gaben sie ihr Kapital nicht mehr für Sachgüter, die ihnen ja laufend etwas einbringen sollten, her, sondern sie hielten es zurück und machten das Geld also knapp. Plötzlich hörten die Investitionen auf, ein Geldmangel trat ein und auch das Börsengeschäft fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Amerika versuchte jetzt so schnell wie möglich Bargeld in die Wirtschaft zu bringen und zog sämtliche ausstehenden Guthaben vom Ausland schnell zurück und durch die in allen Ländern herrschende Goldwährung wuchs sich die *amerikanische* Krise zu einer *Weltkrise* von gewaltigem Ausmaße aus.

Hier wird wieder deutlich, wie wichtig es ist, daß das Geld dauernd in Umlauf gehalten wird und daß sich immer verheerende Folgen zeigen, wenn das Geld einen Machtmittelzweck bekommt, d. h., wenn es zurückgehalten werden kann.

Es muß also neben dem Preisindex, — ja, es ist dies sogar die wichtigste Voraussetzung neben dem freien Wettbewerb, — ein Weg gefunden werden, daß das Geld *ununterbrochen in Umlauf* bleibt.

Letztes Mal haben wir ja schon erfahren, daß man das nur erreicht, wenn man das Geld in einem gleichen Verhältnis zur Wareseite „altern“ läßt. Ein besseres Wort ist leider noch nicht gefunden worden. — Aber nun: Wie führt man dieses „Altern“ praktisch durch?

Es gibt da eine Reihe von Vorschlägen, aber der beste und einfachste Vorschlag ist wohl bis jetzt das sogenannte *Seriengeld*.

Es werden dabei etwa 3—4 verschiedene Arten von jedem Geldschein hergestellt, etwa in 3—4 verschiedenen Farben oder mit Nummern, so daß sie gut voneinander zu unterscheiden sind und nach einer gewissen Zeit, etwa nach 6—8 Monaten, verruft nun das Emissionsamt irgend eine der Serien und gibt eine neue, welche die alte, die eingezogen wird, ablöst. Diese verrufene Serie wird nun gegen eine kleine Gebühr, die 5—7% ausmacht, gegen neue Geldscheine umgetauscht. Für hundert Mark der alten, ungültig gewordenen Serie, bekommt man also etwa nur noch 93 bis 95 Mark in neuem, gültigem Gelde wieder. —

So wird vermieden, daß Geld in Sparstrümpfen irgendwie versinkt, und das Emissionsamt hat dauernd die Kontrolle über das vorhandene Geld, was ja auch erforderlich ist, um im Falle einer sich anbahnenden Krise die richtige Menge Geld einzufügen oder einziehen zu können.

Das mit den Waren gleichmäßig abnehmende Geld ist auch die einzig richtige Form des Geldes, wenn es auch für manchen zuerst so ausschaut, als ob die „Alterung“ des Geldes falsch wäre. Aber eine Analogie zum menschlichen Körper mag wiederum zeigen, daß es doch richtig ist: Das Blut, das durch das venöse, aufbauende und das arterielle, abbauende System fließt, was ja der Wirtschaft mit Produktion und Konsumtion entspricht, ist auch nicht immer dasselbe. Dauernd sterben nämlich in der Milz Blutkörperchen ab und werden dort und auch in andern Lymphbereichen immer wieder neu gebildet, sodaß immer die dem venösen und arteriellen System entsprechende Blutmenge vorhanden ist. In der Wirtschaft muß es folglich genau so sein, wenn sie organisch ablaufen soll. Das Geld muß auch „sterben“, aber es muß immer die *der Produktion und Konsumtion entsprechende Menge* vorhanden sein. Und so könnte man das Notenemissionsamt die Milz des Wirtschaftsorganismus nennen.

Wir haben nun gesehen, daß es unumgänglich notwendig ist, die Wirtschaft auf der Geldseite nach den natürlichen Gesetzen zu formen, wenn künftig Krisen vermieden werden sollen.

Es muß also neben dem Preisindex, damit dieser einen Sinn hat, das Kapitalmonopol zerstört werden. Es ist überhaupt ein Wahnsinn, welche Übermacht das Geld erlangt hat; es bildet in den gegenwärtigen Systemen praktisch den Maßstab, ob ein Mensch wertvoll ist oder nicht. Durch die falschen Handhabungen des Geldes sind diese Störungen in der Wirtschaft entstanden und diese sind nur möglich, wenn das Geld einen Druck- oder Machtmittelcharakter hat; und wenn das Geld wieder seiner eigentlichen, zirkulatorischen Bestimmung zurückgegeben wird, können die Zustände in der Wirtschaft wieder gesunden.

Es ist eine Illusion, zu glauben, ein Volk könne ein menschenwürdiges Dasein auf allen Gebieten führen, ohne daß das planwirtschaftliche und das monopolistische Element in der Wirtschaft abgeschafft wird.

Um die soziale Frage auf dem Wirtschaftsgebiet zu lösen, ist es erforderlich, daß ganz konsequent sämtliche Monopole und Kartelle beseitigt werden, damit ein freier Wettbewerb die Bedürfnisse der Konsumenten nach deren Wünschen befriedigen kann.

Darüber hinaus muß ebenso konsequent eine Währungsreform, wie wir sie eben besprochen haben, erfolgen.

Außerdem muß eine Bodenreform, die wohl das schwierigste Problem bildet, und mit dem wir uns das nächste Mal befassen wollen, eingeleitet werden.

Solange diese drei Reformen in der Wirtschaft nicht nach den Naturgesetzen mit aller Kraft durchgeführt werden, kann ein menschenwürdiges, beständiges Dasein nicht garantiert werden.

Volker Erbes

Buchbesprechung

„Beiträge zur Situation der menschlichen Gesellschaft“

Herausgegeben von Friedrich Salzmann

121 S. 8,90 DM

im Verlag der Druckerei Neumeister, Kassel

Zu beziehen durch: Expedition „Fragen der Freiheit“, Bad Kreuznach,
Mannheimer Straße 60

Prof. Dr. Werner Zimmermann, Bern:

Freiheit — Ziel und Weg

Im Osten ist im Bereich der kommunistischen Ideen und Versuche die Freiheit des Menschen weitgehend verloren gegangen. Wenige Machthaber bestimmen, und alle anderen innerhalb der Staatsgrenzen haben zu gehorchen oder werden nach und nach ausgerottet. Es ist Sklaverei ärgster Art, die unter den Schlagworten der Befreiung des Menschen und der Völker um so zynischer wirkt.

Doch auch im „freien“ Westen engt der Staat unter dem Deckmantel sozialer Wohlfahrt die persönliche Freiheit des einzelnen Menschen immer mehr ein. Viele Leute merken es kaum, besonders dann nicht, wenn sie Nutznießer mancherlei staatlicher Leistungen auf Kosten aller Steuerzahler sind. Sie wollen versorgt und gesichert sein und sind begeistert, wenn ihnen von oben Brot und Spiele dargeboten werden, die scheinbar „nichts kosten“. Dabei kann der Staat niemandem etwas geben, was er nicht zuvor andern weggenommen hat. Außerdem kann er nur das geben, was eine immer mehr sich ausbreitende Regierung und Verwaltung, immer größere Heere von Bürokraten, Polizisten und Soldaten nicht selber verschlingen.

So verkümmert der Mensch in seiner schöpferischen Kraft immer mehr. Seine Fähigkeiten können sich unter Zwang und im Zuchthaus unzähliger Gebote und Verbote nicht voll entfalten. Eigene Verantwortung und Entschlußkraft und Wille können nicht gestärkt und entwickelt werden. Bequemer Genuß verdrängt tapfere eigene Leistung und großes Vollbringen. Satte Mittelmäßigkeit, Heuchelei und Kriecherei, rebellische Unzufriedenheit werden gezüchtet. Immer seltener finden sich die Pioniere, die Künstler, die Helden des Alltags, die Persönlichkeiten, die ihrem Genius mehr folgen und gehorchen, als den Mitmenschen und dem Staate.

Da gibt es nun einen kleinen Kreis von Menschen, die das Wesen der Freiheit in aller Klarheit zu erfassen und ihr eine soziale Ordnung zu schaffen versuchen, die höchsten idealen Zielen und Bemühungen gesetzliche Grundlagen zu bieten vermag. Sie treffen sich alle paar Monate im schwäbisch-allemanischen Raume, in Heidenheim bei Ulm in Westdeutschland, zu gründlichen Aussprachen.

Nun haben diese Gefährten der Freiheit in einem ersten Buche mancherlei Ergebnisse einem weiteren Kreis zugänglich gemacht:

Beiträge zur Situation der menschlichen Gesellschaft.

Herausgegeben von Friedrich Salzmann.

Seit langer Zeit habe ich aus dem sozialen Bereich nichts mehr gelesen, das mir so viel Freude bereitet hat. Da ist mir alles Wesentliche aus dem Herzen gesprochen. Aus innerer Verwandtschaft ergänzen sich alle Aufsätze zu einem harmonischen und umfassenden Ganzen. Große Schau und praktische einzelne Vorschläge klingen ineinander. Kopf, Herz und Hand wirken brüderlich zusammen auf ein hohes Ziel hin.

Wert und Schönheit dieses Werkes kann ich am besten ahnen lassen durch Nennung der Autoren und kurze Zitate aus ihren Arbeiten. Mögen diese Beiträge überall besprochen und verbreitet werden, wo in Herzen noch ein Funke für Freiheit glüht und eine Sehnsucht nach ihr lebt. Nur aus Freiheit kann Friede werden.

I. Der Mensch in der Gesellschaft.

Dr. Heinz-Hartmut Vogel: Freiheitsbewußtsein und Verfassung.

„Damit fällt ein neues Licht auf die „Menschenrechte“ innerhalb einer wahren Demokratie, die ihren Angehörigen tatsächliche Freiheit im Geistesleben, Gleichheit im Rechtsleben und Brüderlichkeit im Wirtschaftsleben gewährleistet. Die verfassungsrechtliche Verankerung dieser Prinzipien würde erstmalig dem Menschen seine geistige Selbständigkeit geben und ihn wirtschaftlich in eine Ordnung hineinstellen, die durch eine zeitgemäße Neuregelung der beiden Wirtschaftsfundamente Boden- und Geldrecht den Rest feudaler Zustände überwindet und eine Wirtschaftsordnung der echten Gegenseitigkeit der Leistungen herbeiführt.

Im Grundsätzlichen sind diese Forderungen in jeder modernen Verfassung enthalten. Sie sind aber in allgemeinen, unverbindlichen Formulierungen stecken geblieben. Nichts hindert uns jedoch, den oberflächlichen Schutt hinwegzuräumen und einen Schatz zu heben, der allzu lange unbeachtet im Staub der Paragraphen verschüttet lag.“

Alt-Nationalrat Werner Schmid: Freiheitsrechte in der direkten Demokratie.

„Die Demokratie, die Staatsform der Geduld, ist wohl die beste, die höchst entwickelte Staatsform, die aber ihrerseits den höchst entwickelten Bürgersinn, den höchst entwickelten Freiheitssinn der Bürger verlangt. Sie ist eine tägliche Aufgabe und als solche eine Erziehungsaufgabe. Nur der freie Mensch ist dieser Staatsform wirklich gewachsen. So wie in der Wirtschaft besteht natürlich auch hier eine lebendige und ununterbrochene Wechselwirkung zwischen dem Individuum und der Institution, so daß es unbedingt notwendig ist, einerseits das Freiheitsbewußtsein der Menschen und andererseits den fortwährenden Ausbau der Staatsform zur direkten Demokratie zu fördern.“

Diether Vogel: Staat und Bürger.

Dies ist eine besonders gründliche Arbeit von 50 Seiten, die eine wohl durchdachte deutliche Abgrenzung des Staates in allen Lebensbereichen versucht und praktische Vorschläge macht. Die vier Teile heißen:

1. Versuch zur Bestimmung der Grenzen des Staates.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?

Woran du die beste Frau kennst:

Daran, mein Freund, daß man

von beiden nicht spricht.“

Friedrich Schiller

„In der Soziologie ist es nicht möglich, à la carte zu speisen, — wer sich als Hauptgericht den falschen Hasen der Planwirtschaft bestellt, der muß als Dessert die Tyrannei genießen.“

Alexander Rüstow

„Daher nimmt in den meisten Staaten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Personal der Staatsdiener und der Umfang der Registraturen zu, und die Freiheit der Untertanen ab. — Ganz und gar hört es auf, heilsam zu sein,

wenn der Mensch dem Bürger geopfert wird... Daher müßte meiner Meinung zufolge die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnissen gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen.“

Wilhelm von Humboldt

2. Theokratie und Demokratie.

„Wie auch immer geartete Volksvertretungen, wenn sie zu weitgehende Vollmachten erhalten, werden notwendigerweise korrupt und sind der Gefahr ausgesetzt, in die Tyrannei, die Dekadenzform der Theokratie, zurückzufallen. Mit nur wenigen Ausnahmen verfielen die Autokraten dem Cäsarenwahn, einer Krankheit, die auch dem XX. Jahrhundert nicht erspart geblieben ist. —“

3. Die Krisis der Demokratie.

„Was ist Mehrheit?

Mehrheit ist der Unsinn,

Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.“

Schiller, „Demetrius“

4. Der Kampf um die Begrenzung der Wirksamkeit des Staates.

„Dort, wo der Staat aufhört,

da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist,

da beginnt das Lied des Notwendigen,

die einmalige und unersetzliche Weise.“

Friedrich Nietzsche, aus „Zarathustra“

„Das Ziel bei diesen Bemühungen ist die sozialorganisch richtige Begrenzung des Staates und, da es sich um absolute sozialgesetzliche Grenzen handelt, ihre schließliche Verankerung in der Verfassung.“

II. Erziehung und Erziehbarkeit des Menschen.

Friedrich Salzmann: Bildung und Erziehungsmonopol.

„Bürger für die Gesetze“ ist das bekannte Erziehungswerk dieses Verfassers und Schriftleiters der Wochenzeitung „Freies Volk“, Bern.

„Damit ist gesagt, auf was es heute ankommt: auf den Anspruch des Erziehers, in voller Freiheit seinem Ziele — und das ist die Bildung des Menschen — dienen zu dürfen. Es ist die Aufgabe gegeben, Bildung und Erziehung zu befreien von machtpolitischen Traditionen, um sie um so besser in den Dienst übernationaler Versöhnung zu stellen. Die besten Denker aller Zeiten, die einsichtigsten Pädagogen werden dieser Auffassung von Erziehung und Bildung zustimmen; sie können sich dabei auf Thomas Mann berufen, der einmal wahre Menschenbildung definierte als die „Erkenntnis der Tatsache, daß Krieg nicht mehr erlaubt ist“.

Dr. Lothar Vogel: Freiheit der Erziehung, Freiheit der Kultur.

„Die Schule, wenn sie recht ihren Zweck erfüllen soll, muß den Menschen frei aus der Urquelle heraus entwickeln, die er in seinem Geiste, seinem Wesen lebendig fühlt. Soll aber die Schule dieses Ziel erreichen, so muß sie in einer freien Lebensatmosphäre atmen dürfen, die frei ist von jedem Nützlichkeitsprinzip, die frei ist von einem kirchlichen Prinzip und frei von einem vorausgestellten staatlichen. Das Leben und unsere ganze Zukunft verlangen ein Geschlecht, dem nicht von vornherein ein abgegrenztes und vereinzeltes Ziel der Ausbildung gesteckt ist. Alles, was wir schaffen, was die Menschheit erstrebt, findet seinen letzten Schutz in dem reinen

Boden der Menschheit: darum wollen wir die Jugend schützen sowohl vor dem überwiegenden Einfluß der Kirche oder vielmehr der Geistlichkeit, als auch vor dem Einfluß irgendeiner politischen Ansicht, die der Staat für sich geltend machen könnte. Die Jugend muß den Lehrer so frei vor sich stehen sehen, daß sie aus seinen Worten, aus seinen Blicken erkennt, daß er immer nur sein Eigentum bietet.“

Paur aus Neisse 1848 in der Paulskirche

„Schulen, die den heranwachsenden Menschen aus reiner Menschenkenntnis führen und entwickeln, geben die Gewähr dafür, daß freie Menschen ins Leben treten können, in denen Erkenntnis und Tat nicht auseinanderklaffen, sondern eine Einheit bilden. Nur so wird es gelingen, im sozialen Leben sich von den überalterten Organisationsformen zu lösen und neue zeitgemäße Sozialbeziehungen zu begründen, welche nicht den schon eingetretenen Zerfall bis ins Leibliche weiter beschleunigen, sondern Gesundheit bringen.“

Diether Vogel: Ausblick auf eine „Wissenschaft der Freiheit“.

„Es genügt nicht, in verschwommener Weise empfindungs- und gefühlsmäßig die Freiheit zu wollen, es bedarf der klarsten Einsicht darüber, in welcher Weise die Freiheit auf den verschiedenen Ebenen des Lebens verwirklicht werden kann. Wir bedürfen dazu neben der Wissenschaft der Freiheit einer Technik der Freiheit, einer Soziallehre, die aufzeigt, wie die volle, ungeteilte Freiheit in allen Lebensbereichen möglich ist.“

III. Verwirklichung von Freiheit und Gerechtigkeit.

Prof. Dr. Ernst Winkler: Die Freiheit und Würde des Menschen.

„Auch bei äußerer Unfreiheit kann der Mensch noch die innere Freiheit des Denkens und Willens besitzen, die Möglichkeit und Fähigkeit, nach der vollen Freiheit zu streben, zu der auch die äußere Freiheit notwendig gehört. Aber nur so lange dauert diese innere Freiheit, als auch das unbedingte und unabdingbare Freiheitsstreben in ihm lebendig und wirksam bleibt. Sobald er sich in die äußere Unfreiheit fügt, sie vielleicht als Kaufpreis für ein Linsengericht der Sicherheit bejaht, hat er auch seine innere Freiheit verraten und verloren.“

Otto Lautenbach: Aus dem Manifest der Freiheit und sozialen Gerechtigkeit.

„Kein Zeitalter hat durch die fehlerhaften Einrichtungen seiner Wirtschafts- und Sozialordnung den Menschen so gefährdet wie das unsere; noch nie ward der Mensch an Leib und Seele so gequält und geschunden, noch nie in diesem Maße seiner Freiheit und Würde beraubt und der Gewalt ausgeliefert wie jetzt.“

Kein Zeitalter erzeugte eine solch tiefe menschliche Zerrüttung, eine solch niederdrückende Hoffnungslosigkeit und einen solch zynischen Nihilismus wie das unsere.

Kein Zeitalter vordem verfügte aber auch über die Möglichkeiten, eine natürliche Ordnung zu schaffen, wie sie uns gegeben sind; unsere Vernunft ist imstande, sich an den Tatsachen und ihren Zusammenhängen zu orientieren und sie kann die Konzeptionen überprüfen, die zur Gestaltung unserer äußeren Ordnung verfügbar sind.

Aber kein Zeitalter hat auch alle sachlichen Voraussetzungen zur Schaffung einer natürlichen Ordnung von Kultur, Gesellschaft und Wirtschaft so beisammen, wie das unsere.

Kein Zeitalter vor dem unseren hatte so tiefe Einsichten in die Gesetzmäßigkeiten des sozialen und wirtschaftlichen Lebens.

Kein Zeitalter vor dem unseren hatte die zuverlässigen Mittel greifbar, mit denen eine freie und gerechte Sozialordnung eingerichtet werden kann, die den Menschen gedeihen läßt.

Noch kein Zeitalter verfügte über eine so hochentwickelte Technik, eine so umfassende wissenschaftliche Beherrschung der Methoden, um mit dem unübersehbaren Reichtum an Kräften und Mitteln Armut und Not zu überwinden und einen allgemeinen Wohlstand zu schaffen, wie das unsere. So liegt es nur an uns, den mutigen Willen und das lebendige Gefühl zu erwecken, um das von der Vernunft gefundene Gesetz zu vollstrecken, eine freie Welt von Morgen zu bauen, in der die persönliche Freiheit verwirklicht ist unter der Bedingung der sozialen Gerechtigkeit."

IV. Hinweise auf die Geschichte der sozialen Freiheitsbewegung

Hier werden die Namen führender Kämpfer für soziale Freiheit genannt und ihr Wesen und Werk kurz dargestellt. Es ist eine Reihe, wie man sie sonst nirgends findet. Sie lautet:

Charles de Montesquieu / Adam Smith / Quesnay / Turgot / Heinrich Pestalozzi / Emanuel von Fellenberg / Friedrich Schiller / Wilhelm von Humboldt / Johann Heinrich Zschokke / Troxler / Max Stirner / Proudhon / Rudolf von Ihering / Jakob Burkhardt / Karl Bürkli / Henry George / Peter Krapotkin / Rudolf Steiner / Silvio Gesell / Henry Ford / John Henry Mackay / Franz Oppenheimer / Irving Fisher / Leonhard Ragaz / Hans Bernoulli / John Maynard Keynes / Walter Lippmann / Walter Eucken / Ernst Winkler / Friedrich Salzmann.

Übersicht über die in „Fragen der Freiheit“ seither behandelten Themen:

Die fettgedruckten Themen behandeln schulrechtliche Probleme.

- Folge 1: **Die Krisis des Erziehungswesens - Freiheit der Kultur — eine dringende Forderung der Gegenwart - „Gedanken zur freien Erwachsenenbildung“**
(vergriffen)
- Folge 2: **Schule und Staat - Die Schule als Politikum - „Die Stellung der Bildung in der neuen Sozialstruktur“**
(vergriffen)
- Folge 3: **Ungehindertes Zugang für alle zu den Bildungsgütern - Bewusstseinsstufen des Menschen**
- Folge 4: **An der Schwelle des Atomzeitalters - Erlaubt die demokratische Staatsform die Lösung sozialer Fragen - Über die Systemgerechtigkeit zwischen Kultur, Staat und Wirtschaft in der Demokratie; „Förderungen an unser Bildungssystem“ - An die sich verantwortlich Fühlenden**
- Folge 5: **Staatliche oder freie Erziehung - Denkmethode und Sozialpolitik**
- Folge 6: **„Die Würde des Menschen ist unantastbar ...“ - Über Notwendigkeit und Möglichkeit einer freien Erziehung - Erste Arbeitstagung eines Sozialpolitischen Seminars**
- Folge 7: **Freiheit — Illusion oder Wirklichkeit - Die funktionalen Zusammenhänge in der sozialen Gesamtordnung - Die neue Weltmacht**
- Folge 8: **Grundgesetz und Schulrecht - Aperçus zur Entstehungsgeschichte des Art. 7 des Grundgesetzes - Möglichkeiten einer evolutionären Umgestaltung unserer Sozialordnung - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - Bericht über das zweite Sozialpolitische Jugendseminar - „Freiheit, Bindung und Organisation im deutschen Bildungswesen“ - Brief aus USA**
- Folge 9: **Tendenzen und Probleme der gegenwärtigen Geschichtsperiode - Die freie Welt in der Sackgasse? Gedanken zum kalten Krieg - Alexis de Tocqueville — Zu seinem 100. Todestag (16. April 1859) - Brief aus USA**
- Folge 10: **Die Verantwortung der Soziologie: I. Das Problem - II. Freiheitliche Ordnung oder Massengesellschaft? - III. Die Ordnung der Herrschaftslosigkeit - IV. Das Bildungswesen in der freiheitlichen Gesamtordnung - Pierre Joseph Proudhon — Zu seinem 150. Geburtstag**
- Folge 11: **Die funktionsfähige Währung - Die Goldwährung - Der Ursprung des Geldes im Mythos - Berichte über die dritte Tagung des Seminars für freiheitliche Ordnung - **Schulrechtsdiskussion** - In Memoriam Hans Bernoulli**
- Folge 12: **Friedrich Schiller — Zu seinem 200. Geburtstag - Die Problematik des gegenwärtigen Schul- und Erziehungswesens - **Bildungsplan oder freie Erziehung?** - **Die Schulrechtsdiskussion****
- Folge 13: **Die Grundfragen der abendländischen Philosophie bei Aristoteles - **Freiheit der Erziehung, Freiheit der Kultur** - Was ist die äußere Freiheit des Menschen und wie verwirklicht man sie? - Demokratie und Wirtschaftsordnung**
- Folge 14: **Grundgesetz und Schule - **Schulpflicht** - **Das Elternrecht** und die **Freiheit der Lehre** - **Die Schulrechtsdiskussion****
(vergriffen)

- Folge 15: Staat — Wirtschaft — Erziehung; Das Wesen des Staates / Die Urformen der Wirtschaft / Das Ziel der Erziehung
- Folge 16: Gedanken zum Tag der deutschen Einheit 1960 - Demokratie und Sozialversicherung - Das Trinitätsgesetz im Lichte von Goethes Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie - Zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. Alexander Rüstow, Heidelberg - Gedanken aus Österreich - **Die Schulrechtsdiskussion**
- Folge 17: Das Systemprogramm des deutschen Idealismus (Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Frühjahr 1796) - Die Freiheitsfrage, an die Leser der „Fragen der Freiheit“ - Goethes Kunstanschauung - **Schulrechtsdiskussion - Neue Schulgesetzentwürfe in Hessen**
- Folge 18/19: Stirner - Die Idee des Abendlandes; vom Hellenentum zum Goetheanismus - Sozialismus - **Schulrechtsdiskussion**
- Folge 20: Individualität und Sozialerkenntnis. Zum 100. Geburtstag Rudolf Steiners — Rudolf Steiner und die Gegenwart — Der Goetheanismus als Schlüssel zum Verständnis der sozialen Frage — Das Gesetz von Polarität und Steigerung, angewandt in der Gemeinschaftskunde.
- Folge 21: Der 6. März 1961, Gedanken zur Aufwertungsdebatte — Über die Goetheanistische Erkenntnismethode — In memoriam Alexander Meier-Lenoir — Elternrecht und staatliche Subventionierung der Erziehung an freien Schulen — Der funktionsfähige soziale Organismus. — Das Gesetz von Polarität und Steigerung, angewandt in der Gemeinschaftskunde. Die Wirtschaft.

Beim **Sammelbezug** aller bis jetzt erschienenen Folgen „Fragen der Freiheit“ wird der Druckkostenpreis pro Heft auf 1,70 DM ermäßigt.

Druckkostenbeitrag: Zwecks Vereinfachung der Buchhaltungsarbeit werden die Leser von „Fragen der Freiheit“ gebeten, wenn möglich, den Druckkostenbeitrag jeweils für mehrere Folgen zu überweisen. Besten Dank!

Privater Manuskriptdruck, herausgegeben vom Seminar für freihheitliche Ordnung, Sitz Heidenheim/Brenz, durch Dr. Lothar Vogel, Ulm, Römerstr. 97.

— Bezug: „Fragen der Freiheit“, Bad Kreuznach, Mannheimer Straße 60. —

Postscheck: H. Klingert, Ludwigshafen/Rh., Nr. 530 73. — Druckkostenbeitrag 2,— DM

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Druck: Voerckel & Co., Wuppertal.

